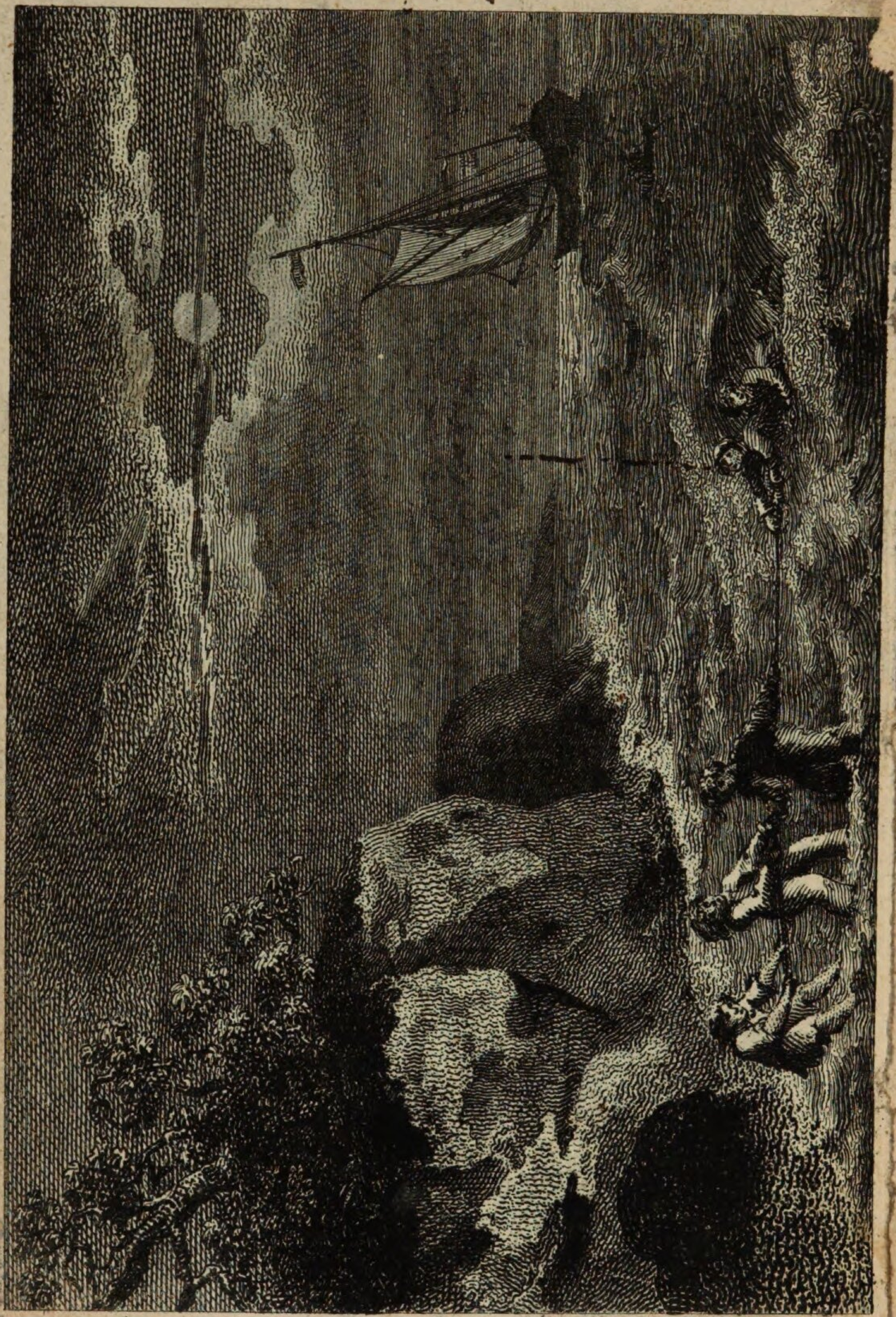
P.o. angl. 620 x

0
<36613538840012

<36613538840012
Bayer. Staatsbibliothek

Röpert, Fr dr.

Kurz.



K 17158

Fletcher Christian's,

Steuermannsgehülfen auf dem Königl. Großbritt. Schiffe Bounty,

Reisen und Schicksale

theils

auf gedachtem Schiffe, unter Commando des Lieutenants Bligh nach der Insel Otaheite, theils zu Lande durch einen großen Theil von Südamerika,

in den Jahren 1787. bis 1794.

Kurz.

Aus dem Englischen, mit Anmerkungen, übersezt.

Mit einem Kupfer.

Koburg und Leipzig 1802.

Bei J. C. D. Sinner.

STADT BIBLIOTHEK
Als Dublette
B S B
MÜNCHEN
07/94/174

Fletcher Christian's
Reisen und Schicksale.

Kurz.

Vorbericht.

Es ist bekannt, daß Lieutnant Bligh im Jahr 1787 von der brittischen Regierung nach der Insel Otaheite beordert ward, um von dort Brodfruchtbäume nach den brittischen westindischen Inseln zu bringen, daß bey seiner Abfahrt von Otaheite eine Verschwörung gegen ihn an Bord des Schiffs, unter Anführung jenes Fletcher Christian's ausbrach, und er in einem kleinen Boot, nebst einem Theile der Mannschaft, seinem Schicksale überlassen ward. Blighs merkwürdige und gefahrvolle Reise, von diesem Zeitpunkt an, kennt das deutsche Publikum schon durch Herrn Sprengels

neue Beyträge zur Völker- und Länderkunde, Theil 5 und 6; allein über die erste Hälfte von Blighs Reise, so wie das weitere Schicksal der Empörer, herrschte bis jezt noch ein undurchdringliches Dunkel. Gegenwärtiges Buch, von Fletcher Christian selbst geschrieben, giebt über diese interessante Geschichte die befriedigendsten Aufklärungen, so wie es auch manche interessante Nachrichten über den gegenwärtigen Zustand des spanischen Südamerika enthält.

Erster Brief.

Schon seit sieben Jahren bin ich ganz ausser aller Verbindung mit meinem Vaterlande, alle Verhältnisse mit Personen, deren Andenken mir ewig theuer und werth sein wird, sind zerrissen; wie unbeschreiblich angenehm muß es mir daher sein, endlich, nach so vielen Bemühungen, die Hindernisse überwunden zu haben, welche einen Briefwechsel mit Ihnen bis jezt unmöglich machten. Niemahls ward ich daher angenehmer überrascht, als durch den Empfang Ihres lezten Briefes.

Mit Recht sind Sie begierig, genauer von dem Antheile unterrichtet zu sein, den ich an Capitain Bligh's unglücklichem Schicksal hatte, eben so befremdet es mich auch keinesweges, zu hören, daß man in England allgemein begierig ist, die Bewegungsgrün-

de zu wissen, die mich zu einem so ausserordentlichen Betragen gegen einen Mann verleiten konnten, der mir stets so viele Beweise seines Zutrauens und seiner Freundschaft gab. Sie bitten mich der Welt unpartheyisch meine Geschichte mitzutheilen, indem meine eigene Ehre mich dazu verpflichte, Sie sagen, daß nicht nur die Erhaltung meines guten Nahmens dies heischt, sondern daß auch meine Familie, meine Freunde und Bekannten ein unbezweifeltes Recht haben, es zu fordern, daß es überhaupt eine Pflicht gegen mich, meine Freunde, und die ganze bürgerliche Gesellschaft sey. Ueberzeugt von der Wahrheit dieser Gründe, kann ich keinen Augenblick anstehen, Ihr Verlangen zu erfüllen. Sie werden daher ein kurzes, aber wahres und glaubwürdiges Tagebuch meiner Reisen und Schicksale erhalten, für die getreue Darstellung einer jeden einzelnen Begebenheit verbürge ich feierlichst meine Ehre; in wie weit diese Erklärung mir bei Fremden und Unbekannten Glauben verschaffen wird, wage ich nicht zu bestimmen, aber ich hoffe, und schmeichle mir, daß sie bei Ih-

nen alle weitere Versicherungen unnöthig machen werde.

Die Klugheit gebeut mir, hin und wieder nach meiner Trennung vom Capitain Bligh, die Nahmen einiger Personen zu verschweigen oder zu verändern, doch kommen diese Fälle sehr selten vor, und haben weiter keinen Einfluß auf die Warheit der Erzählung. Uebrigens darf ich bei dem Worte, und der Ehre eines Mannes versichern, daß, diesen einzigen Umstand ausgenommen, mein Gewissen mich von jeder, auch der geringsten, geflissentlich unrichtigen Darstellung frei spricht; nie habe ich irgend etwas übertrieben, oder aus schlechter Absicht entstellt. Selbst überzeugt von meinen Fehltritten, habe ich nicht versucht, sie vor den Augen anderer zu verheimlichen, oder zu verschleiern, und obgleich wegen meiner geschehenen Handlungen die Reue zu spät kommen möchte, so ist es doch, glaube ich, nicht zu spät für mich, das Vergangene als einen heilsamen Unterricht für mein künftiges Leben anzusehen.

Doch ich will Sie nicht länger mit meinem Moralisiren aufhalten, sondern ohne weitere Umschweife gleich zur Aufsetzung meines versprochenen Tagebuchs schreiten.

Am 24sten November 1787 erhielten wir unsere lezten Befehle vom Lord Hood, damahligen Commandanten von Spithead, und am 28sten verliessen wir St. Helens. 1) Da der Wind stark aus Westen ging, so waren wir bald genöthigt vor Anker zu gehen, alle unsere Versuche, in den Canal einzulaufen, waren vergebens, wir wurden mit Heftigkeit zurück nach Spithead getrieben.

Am 23sten December früh morgens, lichteten wir wiederum die Anker, mit günstigem Winde segelten wir durch die Na-

1) St. Helens ist ein kleiner Ort mit einer Rheede auf der Nordküste der Insel Wight. Das Schiff, auf welchem Fletcher Christian als Steuermannsgehülfe diente, hieß: the Bounty (Wohlthat, Gabe), es stand unter Commando des Schiffslieutenants William Bligh, hatte 215 Tonnen Last, führte 4 sechspfündige Kanonen, 4 Drehbassen, und in allem 46 Mann. Aus Bligh's Bericht. R.

deln 2), und liefen bei einem erfrischenden Ostwinde, der aber bald zu einem kleinen Sturm sich erhob, in den Canal ein. Am Weihnachtsfeiertage ward das Wetter etwas ruhiger, aber an den drei folgenden Tagen tobten Wind und Wellen mit solchem Ungestüm, daß wir die in den Eisen befestigten Seegelstangen und Sparren in Sicherheit bringen musten, und die sehr hohe See, welche sich in grader Richtung an der rechten Seite unsers Schiffes brach, so gegen die Boote anschmetterte, daß wir nur mit äusserster Mühe den Verlust derselben verhindern konnten. Der hintere Theil des Schiffes ward von den wiederholten Stössen der tobenden See dergestalt erschüttert, daß er das Wasser in beträchtlicher Menge einließ, welches den einen großen Theil unserer Brodvorräthe gänzlich ungenießbar machte.

2) Die Nadeln (the Needles) heißen die vielen Klippen und Sandbänke, welche das westliche Ende der Meerenge Solwent zwischen England und der Insel Wigt verschliessen, und unsicher machen. R.

Allmählig verwandelte sich der Sturm in einen angenehmen gelinden Nordwind, wir erreichten am 4ten Januar 1788 die Insel Teneriffa, und gingen am folgenden Morgen im Hafen von Santa Cruz vor Anker, wo wir ein spanisches Paketboot, eine amerikanische Brigg, und einige andere Schiffe antrafen. Sobald als unser Schiff vor Anker gegangen war, erhielt ich den Auftrag zum Gouverneur zu gehen, ihn mit den Ursachen unsers Hierseins bekannt zu machen, und ihn um die Erlaubniß zu bitten, Erfrischungen einnehmen, und unsern erlittenen Schaden ersetzen zu dürfen. Ich ward so höflich und zuvorkommend als ich es nur wünschen konnte aufgenommen, aber als wir auf den Artikel der gegenseitigen Begrüssung, der auch mit zu meinem Auftrage gehörte, kamen, zeigte sich der Nationalhochmuth der Spanier in seiner ganzen Grösse, indem Sr. Excellenz mit hochtrabenden Worten diese Ceremonie ablehnten, da sie nimmermehr durch eine gleiche Anzahl von Schüssen den Gruß eines Schiffes von so geringem Range beantworten würden.

Teneriffa ist die vorzüglichste von den canarischen Inseln, sie hat ohngefähr 150 englische Meilen im Umfange, einen ziemlich fruchtbaren Boden, und ist überhaupt gut bevölkert und wohlhabend. 3) Seit dem Jahre 1496 ist sie den Spaniern unterworfen, im Jahre 1657 eroberte der englische Admiral Blacke die Stadt und den Hafen von Santa Cruz mit Sturm.

Das merkwürdigste auf Teneriffa ist ohnstreitig der Pico de Teyde, gewiß einer der höchsten Berge auf der Erde; die geringe Breite seiner Grundfläche, seine insularische Lage, und seine steile Erhebung, verursachen, daß er höher als die Andes zu sein scheint, obgleich er nicht mehr als zwei Drittheile ihrer Höhe würklich erreicht. 4) Sein Gi-

3) Man rechnet den Flächeninhalt der Insel zu 1540 englischen □ Meilen, und die Bevölkerung zu 96 bis 100,000 Seelen. R.

4) Die Höhe des Pico de Teyde, beträgt nach den genauesten Messungen, 11424, jene des Chimborasso, als des höchsten Gipfels der Andes, aber 19,320 Fuß. R.

pfel ist beständig in einen Wolkenschleyer gehüllt, und mit ewigem Schnee bedeckt. Man findet auf dieser Insel eine sehr menschenfreundliche und wohlthätige Anstalt für die Unterhaltung der Armen, welche ihrem Stifter, dem gegenwärtigen Gouverneur von Teneriffa, der sich auch der Oberaufsicht darüber selbst unterzog, sehr viel Ehre macht. Sie heißt das Hospitium, und ist der Aufenthalt von ohngefähr 250 Personen beiderlei Geschlechts. Die Weiber und Mädchen, deren sich dort über hundert befinden, sind gut und gleichförmig gekleidet; die Heiterkeit, welche sich auf ihren Angesichtern mahlt, ist ein untrüglicher Beweis von Wohlbefinden und Zufriedenheit. Ihre Arbeiten bestehen im Spinnen, und im Weben von Bändern, groben Tuch u. s. w., wobei sie eine jede Handarbeit, von der ersten Zubereitung bis zum schönsten Färben, mit vieler Geschicklichkeit vollbringen. Die Zeit ihres Aufenthaltes in diesem der Industrie geweihten Hause, ist auf 5 Jahre bestimmt, nach Verlauf dieser Zeit steht es ihnen frei zu heirathen, sie bekommen in diesem Fall

ihr Handwerksgeräthe und eine, dem Fond des Instituts angemessene Summe an baarem Gelde, zur Aussteuer. Die Männer und Knaben müssen etwas gröbere Arbeiten verrichten, z. B. wollene Decken, und andere Arten grober wollener Zeuge weben. Macht das Alter, oder irgend ein Zufall sie hiezu unfähig, so trägt man sehr menschenfreundlich Sorge für ihren unentgeltlichen Unterhalt.

Teneriffa führt jährlich mehr als 20,000 Pipen Wein, und ohngefähr halb so viel Brandtwein aus; von den erstern zieht die holländische Insel St. Eustach den größten Theil, welche dann damit die übrigen westindischen Inseln, gewöhnlich unter den Nahmen des Maderaweins, versieht. Mit Getreide ist die Insel nicht sehr versehen, überhaupt reichen die Produkte derselben nicht zu ihrer eigenen Consumtion hin, daher sie Getreide und Mehl von den Amerikanern gegen ihren Wein eintauschen muß.

Santa Cruz, die Hauptstadt von Teneriffa ist ohngefähr eine halbe englische Meile lang, die Häuser sind gut und regelmäs-

sig gebaut, aber die Straßen schlecht gepflastert. Die Einwohner sind zwar nicht einer solchen Menge von Krankheiten unterworfen wie die Europäer, aber häufig finden epidemische Unpäßlichkeiten, mit sehr unangenehmen Folgen, vorzüglich die Blattern, statt, deren Bösartigkeit man jedoch in neuern Zeiten auch hier durch die Inoculation zu vermindern gesucht hat. Die fremden Schiffe dürfen hier nicht die geringste Gemeinschaft mit der Insel haben, bevor nicht der Gesundheitszustand der Schiffsmannschaft auf das genaueste untersucht worden ist.

Unser Aufenthalt in Teneriffa dauerte nicht länger als unumgänglich nöthig war, um das Schiff auszubessern, und uns mit Holz, Wasser, Lebensmitteln u. s. w. zu versehen, als dies geschehen war, verließen wir am 10ten Januar Santa Cruz.

Sobald wir die offene See erreicht hatten, theilte Capitain Bligh die ganze Schiffsmannschaft in drei Wachen ein, und übertrug mir den Befehl der dritten. 5) Zu gleicher Zeit,

5) Diesen Beweis seines Zutrauens zu Fletcher Christian, erwähnt Capitain Bligh auch in sei-

erklärte er uns, daß er Willens sey, gradezu, ohne auf der Reise dahin irgend einen Hafen zu besuchen, nach Othaheite zu segeln, womit der gröste Theil der Mannschaft sehr zufrieden war. Am folgenden Morgen rief uns der Capitain alle auf das Verdeck, und machte uns mit der Beschaffenheit der Reise näher bekannt. Er sagte uns, wir würden am besten thun, unsern Weg um Cap Horn, in 18° S. B. und 210° O. L. nach den Societätsinseln zu nehmen, hätten wir hier unsere Ladung von Brodfruchtbäumen eingenommen, so müsten wir durch die Endeavourstrasse, nach der Ostküste von Java segeln, wo er die stark beschädigten, oder schon verdorbenen Brodfruchtbäume, durch andere nüzliche Pflanzen ersetzen wollte. Von Java sollten wir um das Vorgebürge der guten Hofnung nach den kleinen Antillen segeln, die Hälfte unserer Pflanzen auf St. Vincent

nem Berichte, mit dem Zusatze, daß Christian damahls die dritte Reise mit ihm machte, und vollkommen hinreichende Geschicklichkeiten zu diesem Amte besaß. R.

für den königlichen botanischen Garten abgeben, dann unsern Weg nach Jamaika nehmen, um dort die übrigen abzuliefern, und von dort aus so geschwind wie möglich nach Spithead zurückkehren.

Diese Expedition ward von der brittischen Regierung, auf das viele Bitten der Bewohner des brittischen Westindiens, die Brodfrucht und andere nützliche Pflanzen jener Gegenden, bei ihnen einzuführen, unternommen. Jenen wohlthätigen Zweck zufolge war das Schiff auf eine sehr künstliche und dienliche Art, zur Aufnahme der Pflanzen eingerichtet, deren Wartung und Pflege, zweien erfahrnen, von Sir Joseph Banks dazu empfohlnen Botanikern übertragen war, so wie überhaupt nichts gespart ward, um mit Zuversicht dem glücklichen Erfolge dieser Unternehmung entgegen sehen zu können.

Donnerstags den 7ten Februar paßirten wir die Linie, bei welcher Gelegenheit wir dann nicht versäumten, die gewöhnliche Ceremonie des Untertauchens derjenigen welche zum erstenmahle den Aequator passirten, vorzunehmen, wenn sich der Candidat nicht mit

einer Flasche Rum von diesem unangenehmen Bade loskaufte. Während wir uns zwischen den Wendekreisen befanden, hatten wir, im Ganzen genommen, gutes Wetter, obschon eine drückende Hitze herrschte, die zwar gegen Abend etwas nachließ, aber sich mit Anbruch des Tages desto heftiger wieder einstellte. Am 26sten Februar, da wir nach unserer Rechnung noch ohngefähr 100 Seemeilen von der Küste von Brasilien entfernt waren, ging der Wind stark aus Westen; heftige Windstösse schleuderten mehrere Insekten, als Sommerfliegen u. s. w. an Bord, aber wir sahen keine Vögel, ausgenommen ein einziges Wasserhuhn.

Am Sonntage, den 2ten März, nach dem Gebet, stellte mich Capitain Bligh der Schiffsmannschaft vor, und erklärte, daß ich in Zukunft Lieutnantsrang haben sollte, worüber er mir auch eine schriftliche Versicherung ausfertigte. Als wir am 10ten die Tiefe des Meers untersuchten, fanden wir mit 160 Faden noch keinen Grund; wir sahen jetzt Wallfische von erstaunlicher Größe, welche aus den am hintern Theile des Kopfs

befindlichen Löchern starke Wasserstrahlen hervorspritzten. Am folgenden Tage erhielt der Matrose Matthew Quintal, auf Befehl des Capitains, wegen Widersetzlichkeit und Vernachlässigung des Dienstes, 24 tüchtige Hiebe. Den 23sten mit Tagesanbruch entdeckten wir die Küste des Feuerlandes, da wir aber nicht Lust hatten, die gefährliche und langweilige Fahrt durch die Straße le Maire zu unternehmen, auch überdieß der Wind uns entgegen war, so segelten wir östlich vor der Insel Staatenland vorbei. Um die beschwerlichen und heftigen Windstösse, welche von der Küste kamen, zu vermeiden, entfernten wir uns auf 6 Seemeilen von derselben, verlohren aber am 24sten das Land völlig aus dem Gesicht.

Unsere Fahrt um das Cap Horn ward durch das stürmische Wetter und die vielen unregelmässigen Windstösse äusserst gefährlich, ja fast unmöglich gemacht. Lange hatten wir vergeblich auf günstigere Umstände gewartet, als zu unserer großen Freude sich endlich am Morgen des 31sten ein sanfter N.N.O.Wind erhob, mit dessen Hülfe wir

gewiß hoffen durften, das furchtbare Vorgebürge glücklich zu umschiffen. Aber wie bald wurden unsere schönen Hofnungen zerstöhrt, der Wind drehte sich gegen die Nacht, ward ungestümmer, und uns entgegener, wie vorher. Mit jeder Stunde nahm er an Heftigkeit zu, so daß er endlich zu einem der stärksten Stürme anwuchs, die ich je erlebt habe. Dabey durchlief der Wind in kurzer Zeit fast alle Striche des Compasses, so daß die haushohen Wellen sich in jeder Richtung an unserm Schiffe brachen. Ohngeachtet dasselbe sehr dauerhaft gebauet war, so trieben doch die unaufhörlich anschlagenden Wellen die Planken so weit von einander, daß das Wasser unaufhaltsam eindrang. Wir alle musten daher beständig an den Pumpen arbeiten, aber trotz aller unserer Bemühungen, stand doch ein grosser Theil des Schiffes voll Wasser, welches unsere Lage in der That sehr traurig machte.

Als am 13ten April das Schiff einen ausserordentlich heftigen Stoß bekam, verlohr der Schiffskoch das Gleichgewicht, stürzte herab, und zerbrach eine Ribbe; ein ande-

rer von der Schiffsmannschaft verrenkte im Fallen die Schulter, und da der Constable, welcher hätte die Wache versehen sollen, an einem heftigen Rheumatismus krank lag, muste ich seinen Dienst versehen. Am 20sten legte sich der Wind abermals etwas, und das ungestümme Wetter ward etwas heiterer, doch dauerte diese Ruhe nicht lange, denn in einigen Stunden erhob er sich wieder stark aus Westen, begleitet von starkem Schneegestöber und Hagelwetter.

Der grösste Theil unseres Viehes, bis auf einige Schweine, starb während dieser unglücklichen Periode; wir würden daher grossen Mangel an frischem Fleisch haben leiden müssen, wenn wir nicht das Glück gehabt hätten, eine beträchtliche Menge Wasservögel, als Albatrosse, Sturmvögel, Pentada's u. s. w. zu fangen. Leider hatten diese Vögel einen sehr unangenehmen Fischgeschmack. In dieser Noth erinnerte sich Capitain Bligh der Methode der Federviehhändler die welschen Hühner zu mästen, und beschloß, damit auch bei unsern Seevö-

geln einen Versuch zu machen. Wir sperrten sie daher ein, und fütterten sie reichlich mit Körnern, welches dann einen bewunderungswürdig glücklichen Erfolg hatte, so daß sie ausserordentlich fett, und wenn gleich nicht so delicat wie Enten oder Gänse wurden, ihnen doch an Geschmack ziemlich nahe kamen.

Schon einen ganzen Monat lang hatten wir in dieser verwünschten Gegend mit den ungestümsten, schrecklichsten Wetter gekämpft, es war keine Hoffnung da, daß es sich so bald ändern würde, indem die Jahrszeit schon zu weit vorgerückt war; daher entschloß sich endlich Capitain Bligh, seinen bisherigen Vorsatz, das Cap Horn zu passiren, aufzugeben, und nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung zu segeln. Demzufolge befahl er am 22sten April Abends, zur unaussprechlichen Freude der ganzen Schiffsmannschaft, das Schiff zu wenden.

Mit einem starken Westwinde segelten wir gegen Nordost und Ostnordost, in gerader Linie bis auf die Höhe von Tristan

STADT BIBLIOTHEK LEBUS

da Cunha; da wir, um diese Insel zu erreichen, unsere bisherige Richtung verliessen, und während der Nacht verschiedene Wendungen mit dem Schiffe machten. Vergebens sahen wir uns am Morgen nach Land um, und nahmen daher unsern Lauf gegen Osten; da wir aber gegen Mittag noch kein Zeichen von der Nähe des Landes gewahr werden konnten, und unsere Beobachtungen von neuem untersuchten, fand es sich, daß wir zu weit südlich waren. Abermals änderten wir also unsern Lauf, steuerten bis um sechs Uhr Abends gegen Nordosten, und da wir auch jetzt, bei dem heitersten Himmel, nichts von der Insel entdecken konnten, und das Wetter trüb und regnerisch ward, musten wir uns entschließen, unsere Hoffnung, Tristan da Cunha zu erreichen, fahren zu lassen, und grade nach dem Vorgebürge der guten Hoffnung hin zu segeln.

Am 22sten May Vormittags entdeckten wir den Tafelberg, und am 24sten giengen wir in der Simonsbay vor Anker. Nachdem wir das Fort begrüßt hatten, und von den Holländern mit einer gleichen Anzahl

von Kanonenschüssen bewillkommt waren, gieng der Capitain an das Land, und schickte jemanden in die Capstadt, um den Gouverneur von unserer Ankunft zu benachrichtigen. Unsere erste Sorge betraf die Ausbesserung des Schiffes, die in der That sehr nöthig war, da das schreckliche Wetter, das wir ausstehen mußten, es nicht nur sehr leck gemacht, sondern auch die Segel und das Tauwerk ausserordentlich beschädigt hatte. Unsere Vorräthe an Lebensmitteln waren aus der nemlichen Ursache in sehr schlechtem Zustande, vorzüglich das Brod, von dem ein grosser Theil ganz verdorben war. Wir erhielten bei diesen Geschäften von Sr. Excellenz, dem Herrn Gouverneur van der Graaf, alle mögliche Unterstützung und Hülfe.

Nachdem wir mit dem Ausbessern des Schiffes fertig waren, unsere Vorräthe ergänzt, und uns selbst von den ausgestandenen Beschwerlichkeiten erholt hatten, verliessen wir das Cap Dienstags den 1sten Julii, nach einem beinahe sechswöchentlichen Aufenthalte. Am folgenden Tage verlohren wir das Land aus dem Gesichte; wir rich-

teten unsern Lauf gegen Ostsüdost, das Wetter war sehr veränderlich, und häufig wurden wir von Gewittern heimgesucht. Eine grosse Menge von Seevögeln umgab unser Schiff, unter andern bemerkten wir darunter ausserordentlich grosse Albatrosse, die von der Spitze des einen Flügels zur andern 7 bis 8 Fuß maaßen.

Am 20sten Julii erhob sich abermals ein heftiger Wind, der bis zum 22sten wüthete, und uns nöthigte, die Segel einzuziehen und die Anker auszuwerfen. Als der Sturm sich endlich legte, giengen wir wieder unter Seegel, und steuerten gegen Osten, da wir am 28sten die Insel St. Paul erreichten. Während wir in der Entfernung einer Seemeile an der südlichen Küste derselben entlang segelten, belustigten uns mehrere Wallfische, welche auf der Oberfläche des Wassers spielten, mit ihren unbehülflichen Sprüngen. Die Insel St. Paul ist ohngefähr 5 englische Meilen lang von Osten nach Westen, und 3 breit von Norden nach Süden, sehr felsigt, aber doch mit dem frischen Grün der Vegetation bedeckt; an der östlichen Spitze

erhebt sich ein hoher Felsen in Form eines Zuckerhuts, bei welchem sehr guter Ankergrund für die grösten Schiffe ist.

Als wir die Insel St. Paul im Rücken hatten, nahmen wir wieder unsere alte Richtung gegen Ostsüdost, hatten aber auf der ganzen Fahrt bis zum 19ten August, da wir vom Diemens Land entdeckten, sehr unangenehmes und veränderliches Wetter. Zwar gingen wir am 20sten Nachmittags vor Anker; da aber Capitain Bligh glaubte, daß wir zu weit entfernt von der Küste wären, so lichteten wir dieselben mit Tagesanbruch wieder, und näherten uns dem Ufer bis auf eine gute englische Meile. Sobald das Schiff an einem sichern Orte die Anker ausgeworfen hatte, ging ich mit dem Capitain an das Land, um die besten Holz- und Wasserplätze aufzusuchen. Wir fanden nicht weit von unserem Landungsplatze ganz vortreffliches Wasser in einem kleinen Behälter, worinn sich das Regenwasser sammelte, der jetzt die Größe eines ansehnlichen Teiches hatte, obgleich er in den Sommermonaten wahrscheinlich trocken ist. Die Matrosen warfen

das Netz aus, aber mit sehr schlechtem Erfolg, da sie nichts als einige Platteise und andere kleine Fische fingen.

Am folgenden Morgen ward ich, nebst dem Constable und einer Anzahl Leute, beordert, an Land zu gehen, um Holz zu fällen. Die Bäume auf dieser Insel sind fast durchgängig sehr schlank und hoch, einige derselben hatten gewiß eine Höhe von 200 Fuß. Demohngeachtet scheinen sie nicht für den Schiffbau tauglich zu sein, da die meisten von denen, welche wir fällten, inwendig faul, und die wenigen gesunden so vest und hart wie Eisenholz waren.

Ich bemerkte hier mehrere Arten von Raubvögeln, als Adler, Geyer u. s. w. ferner einen Fischreiher mit dem prächtigsten Gefieder, und kleine Papageyen verschiedener Art, in sehr grosser Menge. Der Teich, aus welchem wir unser Wasser holten, versah uns mit sehr wohlschmeckenden frischen Fischen; und als ich deswegen meine Angel vom Schiff holte, hatte ich das Glück, einige der schönsten Forellen, die ich je sah, zu fangen. Wir waren auch in der Folge mit

dem grossen Netz glücklicher, als das erstemal, und fingen hinreichend Fische für die ganze Mannschaft. Von Schaalthieren fingen wir eine grosse Menge Muschelfische, auch einige Seekrabben, die aber keinen guten Geschmack hatten, da es ausser der Zeit war. Einige Wallfische, welche uns in der Bey besuchten, hatten so, wie die, welche wir schon vorher sahen, zwei Oeffnungen zum Herausspritzen des Wassers am hintern Theile des Kopfes.

Ohngeachtet der vielen Versuche, welche wir in der letzten Zeit unsers Aufenthalts machten, konnten wir doch nur einigemale die Eingebohrnen dahin bringen, sich etwas mit uns einzulassen. Sie sind ein lebhaftes, thätiges, und wie ich glaube, sehr gutmüthiges Völkchen, aber dabei ausserordentlich vorsichtig, und gegen Fremde mißtrauisch. Beide Geschlechter gehen völlig nackend, ihre Farbe ist so dunkel, wie die der Afrikaner; ihre Statur mehr wie mittelmässig groß, und ihre Haut auf Brust und Schultern tatowirt oder punktirt. Wenn sie sich mit uns unterhielten, hockten

sie sich so zusammen, daß ihre Knie beinahe unter die Armhöhlen kamen. Wir bemerkten unter ihnen auch jenen Mann, dessen Capitain Cook in seiner letzten Reise Erwähnung thut, daß er wegen seines launigen Charakters und seiner Ungestaltheit ein zweiter Thersites sey. 6)

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt, während dem wir uns hinlänglich erfrischt, und das nöthige Holz und Wasser eingenommen hatten, verliessen wir Donnerstags, den 4ten September, van Diemens Land, und nahmen mit günstigem Winde unsern Lauf gegegen Nordwesten.

Am 19ten entdeckten wir eine Gruppe von kleinen felsigten Inseln, in einer Entfernung von 4 bis 5 Seemeilen gegen Nordost; da uns aber der Wind hinderte, uns denselben mehr zu nähern, segelten wir südlich an ihnen vorbei. Capitain Bligh nannte

6) Siehe Cooks dritte Reise, von Wetzel übersetzt, 1. Band, Seite 141. Die dort gegebene Beschreibung von van Diemens Land und dessen Einwohnern stimmt sehr gut mit Christians Nachrichten überein. R.

sie, dem Nahmen unsers Schiffs zufolge, die Bounty Inseln. Während wir im Angesicht der Inseln hinsegelten, liessen sich einige Pinguins und Rothgänse sehen.

Am 9ten October trug sich der erste Todesfall unter der Schiffsmannschaft zu: es starb nemlich in der Nacht James Valentine an der Engbrüstigkeit, zu unser aller Verwunderung, da er sonst einer der rüstigsten Männer am Bord war, und niemand vermuthete, daß er ein Opfer dieser Krankheit werden würde.

Sonntags, den 25sten, erblickten wir mit Tagesanbruch Land, welches die Insel Mäatea (Maitea) war. 7). Sie ist zwar sehr klein, da sie in der grösten Ausdehnung nicht mehr als 3 englische Meilen mißt, aber doch sehr gut bevölkert. Während wir in geringer Entfernung an der Küste hinsegelten, erblickten wir mehrere Häuser oder

7) Sie ist eine der Gesellschaftsinseln, liegt unter 17° 51′ N B. und 147° 30′ L, ward am 17ten Junius 1767 vom Capitain Wallis entdeckt, und Osnabrückinsel genannt. R.

Hütten in sehr romantischen Lagen, von Cocos- und andern Bäumen umgeben. Eine beträchtliche Anzahl der Einwohner folgte uns längst dem Ufer, und lud uns durch Zeichen ein zu landen; allein die starke Brandung machte die Erfüllung ihres Wunsches unmöglich. Wir segelten von hier gegen Westen, und erblickten bei Sonnenuntergang die Insel Otaheite in einer Entfernung von 7 bis 8 Seemeilen.

Zweiter Brief.

So hätten Sie denn, mein Freund, eine gedrängte Beschreibung unserer Reise nach Otaheite, bei welcher ich so kurz und bündig als möglich war; nicht nur, weil würklich keine ausserordentliche Begebenheiten dieselbe vorzüglich interessant machten, sondern auch, weil ich von Ihnen erfahren habe, daß Capitain Bligh selbst eine Erzählung seiner Reise bekannt gemacht hat, die alle umständliche und weitschweifige Nachrichten von meiner Seite überflüssig machen muß. 8) Ich will daher meine Bemerkungen vorzüglich auf die Begebenheiten einschränken, welche sich während unsers Aufenthalts auf dieser angenehmen Insel zutrugen; und darüber will ich in meiner ganzen Erzählung am weitläuftigsten und umständlichsten seyn, da

8) Hier irrt sich Hr. Christian, denn Bligh's bekannter Bericht fängt erst mit dem 4ten April 1789, als dem Tage, da er Otaheite verließ, an.

das glückliche Leben, welches wir mit den freundlichen Einwohnern dieses irdischen Paradieses, denn so kann man Otaheite mit Recht nennen, führten; und die verschiedenen Verbindungen und Bekanntschaften, welche wir mit ihnen anknüpften, die Hauptursachen unsers nachherigen Aufstandes, und dadurch der Verunglückung der ganzen Expedition waren.

Noch ehe wir die Anker geworfen hatten, kam gleich nach Tages Anbruch eine grosse Menge von Eingebohrnen in ihren Canoes an das Schiff, und besuchten uns am Bord. Kaum erfuhren sie, daß wir Britten wären, so überhäuften sie uns mit allen möglichen Beweisen von Freundschaft und Gefälligkeit, und würklich thaten sie das angelegentlicher, als es uns lieb war, denn sie kamen in solcher Menge an Bord, daß wir kaum das Schiff vor ihnen regieren konnten. Am 26sten October, um 9 Uhr des Morgens, gingen wir in der Matavaibay vor Anker, da denn sogleich einige der Oberhäupter uns Geschenke brachten, wofür wir uns durch Gegengeschenke erkenntlich bewiesen. Sie erkundigten sich sehr ange-

legentlich nach ihren ältern brittischen Freunden, unter andern auch nach Sir Joseph Banks und D. Solander.

Aus einigen Aeusserungen der Insulaner merkten wir, daß sie von der Mannschaft eines Schiffes, das vor etwa 4 Monaten bei ihnen gewesen sein mochte, Nachricht von Capitain Cooks Tode erhalten hatten; allein die genauern Umstände von dem unglücklichen Ende dieses grossen Mannes hatte man ihnen weislich verschwiegen, daher auch Capitain Bligh, sowol den Offiziers als der Mannschaft, den strengsten Befehl gab, gegen sie mit keinem Worte von dieser traurigen Begebenheit Erwähnung zu thun. Ueber den Namen jenes Schiffes, oder zu welcher Nation es gehörte, konnten sie uns keine Auskunft geben. Am andern Morgen liefen wir, ehe noch unsere zu erwartenden Besuche kamen, tiefer in die Bay ein, und gingen an einer sichern Stelle, ohngefähr 1/4 englische Meile von der Küste, bei 7 Faden Wassertiefe, vor Anker. Unter den otaheitischen Vornehmen, welche nun kamen, um Capitain Bligh zu bewillkommen, befanden sich:

Otow, der Vater des Oberhauptes Otoo, Oreepiah, dessen Bruder, und Poeeno; ein anderes Oberhaupt von Matavai.

Da vorauszusehen war, daß unser Aufenthalt auf Otaheite ziemlich lange währen würde, und es bekannt ist, daß die hübschen Bewohnerinnen dieser glücklichen Insel eben nicht sehr zurückhaltend mit ihren Gunstbezeugungen sind, so gab Capitain Bligh, noch ehe wir vor Anker gingen, vorsichtshalber den Befehl, daß der Schiffswundarzt den Gesundheitszustand eines jeden von der Mannschaft auf das genaueste untersuchen sollte. Obgleich nun bei dieser Ocularinspection mehrere Lächerlichkeiten vorfielen, so war doch, dem Ausspruche des Wundarztes gemäß, zur grossen Zufriedenheit des Schiffsvolks das Resultat derselben, daß sich keine Zeichen von einer gewissen ansteckenden Krankheit bei uns vorfänden, und also von uns nicht die Verbreitung dieses schrecklichen Uebels unter den guten Insulanern zu befürchten sey. In der Folge bemerkten wir aber, daß würklich etwas der Art schon unter ihnen eingerissen sey, obgleich die Methode, wie sie bei der

Heilung zu Werke gehen, uns unbekannt blieb.

Man brachte uns ein Bildniß Capitain Cook's, dessen Andenken bei den Otaheitern in grosser Achtung steht, an Bord, mit der Bitte, es auszubessern. Es war im Jahr 1777 vom Herrn Webber für das Oberhaupt Otoo gemahlt, und einige unbedeutende Beschädigungen am Rande ausgenommen, noch ziemlich gut erhalten.

Dienstags, den 28sten, erschien eine Bothschaft vom Otoo, mit der Bitte, ihm ein Boot zu senden, um ihn auf das Schiff zu begleiten; ich ward daher vom Capitain Bligh beordert, ihn an Bord zu führen. Er brachte seine Frau, nebst einem zahlreichen Gefolge, mit, und bezeigte sich sehr erfreut über unsere Ankunft.

Die bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Geschenke wurden auch jetzt nicht vergessen, und wir feuerten darauf, dem Verlangen des Königs zufolge, welcher den Namen Otuh seinem Sohne übertragen hatte,

und jetzt Tinah hieß, 9) unser grobes Geschütz, begleitet vom lauten Freudengeschrey und Ausrufungen der Eingebohrnen, ab.

Wir wurden mit Lebensmitteln in Ueberflus versehen, vorzüglich brachte man uns eine große Menge Schweine, von denen wir viele kauften, um sie einzusalzen. Nichts kann den freundschaftlichen Fuß übertreffen, auf welchem wir mit diesen gastfreien Insulanern lebten, sie versahen uns, so viel es ihnen nur möglich war, mit allem, was wir verlangten; und wir waren nicht haushälterisch mit allerhand Kleinigkeiten und Spielwaaren, die ihnen sehr viel Freude machten. Zwar wurden in der That bisweilen einige kleine Diebereyen von ihnen begangen, allein sie kamen doch, im Ganzen genommen, selten vor, und waren von keiner grossen Bedeutung.

9) Alle spätern Reisenden, welche Otahiti besuchten, sagen, daß Otuh den Namen Pomarre angenommen habe, er muß also entweder nach Bligh's Anwesenheit seinen Namen nochmals vertauscht haben, oder F. Christians Nachricht beruht auf einem Mißverständniß. R.

Da Capitain Bligh von Tinah das Versprechen erhalten hatte, ihn mit jungen Brodtfruchtbäumen, als einem Geschenk für König Georg im Ueberfluß zu versehen, so ward ich nebst mehrern Leuten vom Capitain beordert, um auf dem Ufer Zelte, sowohl für uns selbst, als zur Unterbringung und Aufbewahrung der jungen Bäume zu errichten. Unser neun Personen erhielten hiezu den Auftrag, und um den erstaunlichen Zulauf von Besuchern, von deren zudringlicher Neugierde wir sowohl Schaden für unsere Pflanzen, als verdrüßliche Stöhrung in unsern Einrichtungen befürchten musten, vorzubeugen; ward mit der Otaheiter eigenen Bewilligung eine Grenzlinie festgesezt, welche keiner von ihnen überschreiten durfte.

Die Frauenzimmer von Otahiti gehören nicht blos nach den Gesetzen der Natur zu den Gefolge der Venus, sondern sie verbinden mit den Reitzen ihres Körpers eine so glückliche Heiterkeit ihres Geistes, und ein so einnehmendes, gefälliges Betragen, daß sie ganz unwiederstehlich sind. Sie besitzen ein

ausserordentlich feines Gefühl, und obgleich sie gar nicht zurückhaltend mit ihren Liebkosungen sind, so überschreiten sie doch auf keine Weise die Grenzen der Anständigkeit. Daher war es denn wohl nicht zu vermuthen, daß wir ganz unempfindlich für sie sein würden; in kurzer Zeit hatte jedermann von der Schiffsgesellschaft sich ein Mädchen auserkohren, und um meinem gleich zu Anfang dieses Briefwechsels gethanen Versprechen gemäß, nicht den geringsten auf mein eigenes Leben Bezug habenden Umstand zu verschweigen, so muß ich frei bekennen, daß auch ich, so gut wie jeder andere bald eine Geliebte hatte. Diese unsere Verbindungen waren nicht nur die Grundursach unserer folgenden Verschwörung, sondern veranlaßten auch eine häufige Desertion des Schiffsvolks während unseres Aufenthalts in Otahiti.

Alle diese Ausreisser wurden zwar vom Capitain Bligh wieder eingeholt, und zu ihrer Pflicht zurück gebracht, allein im Geheim nährten sie doch immer noch den heftigsten Wunsch, in Otahiti, dieser angenehmsten Insel der Welt, zurück zu bleiben, und hieraus

entstand allmählig bei ihnen der Plan zu unserer Verschwörung.

Um einer zu grossen Bevölkerung ihrer Insel, welches die Otahitier, als ein Nationalunglück, ansehen, zuvor zu kommen, existirt unter ihnen eine sehr seltsame Verbindung unter dem Nahmen der Arreoysgesellschaft. Die Mitglieder derselben verpflichten sich keinesweges zum Cölibat, (ein Gelübde das einem Otahiter unmöglich zu halten wäre) aber sie haben das barbarische Gesetz, alle ihre Kinder zu ermorden, und befolgen dasselbe auf das strengste. Man würde sich sehr irren, wenn man von dem Dasein dieser grausamen Verbindung urtheilen wollte, daß den Otahitiern die natürlichen elterlichen Gefühle und Neigungen fremd wären; im Gegentheil hegen sie im Ganzen eine fast übertriebne Liebe zu ihren Kindern, und man muß daher diesen gesetzmässigen Kindermord für eine Würkung der Macht des Aberglaubens und eines hergebrachten Vorurtheils, nicht aber für ein Zeichen von Gefühllosigkeit, oder einen Beweis von eingewurzelter Grausamkeit

ansehen. 10) Wenn man ihnen Vorwürfe wegen dieser unnatürlichen Gewohnheit macht,

10) Das Faktum welches F. Christian hier anführt ist richtig, die Arroysgesellschaft, (vielleicht Eriheoy's von Erihs oder Vornehmen abstammende) existirt würklich, aber schwerlich aus den von ihm angeführten Ursachen. Alle Mitglieder derselben sind aus dem Stande der Erihs oder Vornehmsten des Volks. Ihrer ursprünglichen Einrichtung nach bestanden sie aus den Jüngstgebohrnen dieser Familien, welche sich ausschließlich dem Kriege gewidmet hatten, damit nun diese allezeit fertigen Krieger nicht durch Familienbande feig und muthlos gemacht würden, und um der allzugrossen Vermehrung des Standes der Erihs vorzubeugen, unter deren Joch der gemeine Mann ohnehin schon fast erlag, war das Hauptgesetz dieser Kriegergesellschaft der ehelose Stand. Die Hauptabsicht war daher immer eine beträchtliche Anzahl zum Streit gerüsteter Krieger zu haben, sie wurden dadurch, daß sie nicht Gefahr liefen bei der Geburt eines Erben ihr Ansehen und ihre Gewalt zu verliehren, für das ehelose Leben entschädigt, und ausserdem räumte man ihnen noch die größten Vorrechte und Freiheiten ein: sie dürfen in Schaaren von mehrern hunderten von einer Insel zur andern ziehen, wo sie hinkommen herrscht auf Kosten der

so ist ihre beständige Entschuldigung „wir haben bereits zu viel Kinder, oder zu viel Men-

armen Tautaus Wohlleben und Freude, ihr ganzes Leben ist ein ununterbrochenes Fest der zügellosesten Freude. Unmöglich war es für so sinnliche Menschen in diesem beständigen Taumel von Vergnügungen dem Gesetze der Ehelosigkeit treu zu bleiben. Anfangs hielten sich wohl nur einzelne Erihoys im Geheim Beischläferinnen, und um diese Verbindungen vor den Augen des Pöbels geheim zu halten, wurden die lebendigen Zeugen derselben gleich bei ihrer Geburt erstickt. Bald mochten wohl mehrere dies Bedürfniß fühlen, ein paar gute Freunde führten in dieser Hinsicht eine Gütergemeinschaft unter sich ein, deren Theilnehmer sich mit der Zeit vermehrten, und so entstand allmählig jene Classe von Weibern, die sich fest an die Erihoys anschließen, sie allenthalben begleiten, und einem jeden derselben, ohne Unterschied die Stelle der Frau ersetzen. Da aber ein Erihoy den ursprünglichen Gesetze zufolge, so bald er Vater ist, aus der Gesellschaft gestossen, aller seiner Vorrechte beraubt, und auf ewig beschimpft wird, man auch nicht wuste, wem man die von diesen gemeinschaftlichen Weibern gebohrnen Kinder eigentlich zuschreiben sollte, so ward es für das beste Mittel gehalten, diesen unangenehmen Folgen vorzubeu-

schen." Ueberdem haben sie gar keinen Begriff von Auswanderung, da sie mit ihrer Lage vollkommen zufrieden sind, und sich daher nicht nach einem bessern Leben auf einer der benachbarten Inseln zu sehnen brauchen.

Unter andern auffallenden Beispielen von der freien Lebensart dieser Insulaner, welche wir zu bemerken Gelegenheit hatten, verdient folgendes von Tinah und seiner Gemahlinn vor andern angeführt zu werden. Da Tinah, unser täglicher Gesellschafter, uns einstmahls früher als gewöhnlich verließ, unterhielt uns sein Bruder Oripyah mit einer sehr lustigen Anekdote, indem er uns erzählte, daß Iddiah, Tinah's Gemahlinn, ein Frauenzimmer von sehr ansehnlichem Wuchs, und grosser körperlicher Stärke, ein sehr genaues Liebesverständniß, mit einem ihrer Diener (Tautaus), dessen Amt eigentlich sey den Tinah,

gen, wenn man die Kinder gleich bei ihrer Geburt aus dem Wege räumte, und das Interesse der Gesellschaft erheischt zu sehr die strenge Befolgung dieses barbarischen Gebrauchs, als daß die Stimme der Natur siegen, und derselbe je abgeschaft werden sollte. R.

nach dem Landesgebrauch bei der Mahlzeit zu füttern, unterhielte. Orippah fügte hinzu, daß diese Geschichte dem Tinah keinesweges unbekannt sey, er aber über diesen Punkt so gefällig dächte, daß das Betragen seiner Frau, anstatt ihn zu erzürnen, ganz mit seinen Wünschen übereinstimme, und seine vollkommene Bewilligung habe 11). Da wir die Warheit dieser Erzählung zu bezweifeln schienen, so erwähnte er einige Tage darauf, in unser und der Iddiah Gegenwart, ganz laut jener Geschichte, sie äusserte keinesweges Un=

11) König Tinah ermangelte seiner Seits nicht dem Beispiel seiner Gemahlinn zu folgen, er lebte zwar von Iddiah getrennt, aber immer noch im besten Vernehmen mit ihr. Nach ihr war ihre jüngere Schwester Whiridia eine Zeit lang seine Frau, diese verließ ihn aber bald, um sich mit einem Manne von weit geringeren Stande zu verbinden, und Tinah lebte bei der Ankunft der englischen Missionarien mit einer dritten Frau, die auch keinesweges für ein Muster der ehelichen Treue gelten konnte. Iddiah und ihr Geliebter waren in die Gesellschaft der Erihoys getreten. sie hatte zwei Kinder von ihm, die alle beide gleich nach der Geburt umgebracht wurden. R.

willen darüber, sondern fieng an zu lachen, und schien die ganze Sache als etwas ganz alltägliches zu betrachten. Allein obgleich im allgemeinen die Otahitier bei ihren Liebschaften nur der Stimme der Neigung folgen, und auf kein Verhältniß Rücksicht nehmen, so ist doch die Eifersucht keinesweges auf dieser Insel unbekannt. Wir sahen während unseres Aufenthaltes zwei bis drei Beispiele hiervon, deren eines beinahe sehr traurig geendet hätte; ein Mann der sich in einer zu vertrauten Stellung mit einer verheiratheten Frau hatte überraschen lassen, ward mit einem grossen Messer äusserst gefährlich in den Unterleib gestochen, zum Glück war indessen die Wunde nicht ganz tödtlich.

Am 18ten December verlohren wir unsern Schiffswundarzt, der sich den Todt durch seine starke Neigung zum Trunk, und sein überaus phlegmatisches Wesen zugezogen hatte, denn er war würklich der gröste Feind aller Bewegung, den ich in meinem ganzen Leben gesehen habe. Die Eingebohrnen, welche sehr bald diese Begebenheit erfuhren, hatten schon ein Grab für ihn gegraben, bevor noch un-

sere Leute an dem zum Begräbniß bestimmten Platz angekommen waren. Den Leichenzug begleiteten einige Oberhäupter, die sich, während die Leichenpredigt gehalten ward, mit sehr vielen Anstand betrugen.

Da wir in der Matavaibay den hohen Winden zu sehr ausgesezt waren, und diese unsern längern Aufenthalt daselbst gefährlich machen konnten, so lichteten wir am 25sten December die Anker, und schifften nach dem Hafen Toahroah 12), welcher ohngefähr 3 englische Meilen von unserm ersten Ankerplatz entfernt ist. Capitain Bligh's erstes Vorhaben war, Otahite zu verlassen, und nach der Insel Eimeo zu segeln, aber als er dies unsern otahitischen Freunden eröfnete, bezeugten diese so aufrichtige Betrübniß über unsere bevorstehende Trennung, daß er dadurch bewogen ward, nochmahls die Tiefe zwischen Matavaibey und dem Hafen Toaroah

12) Auf Cook's Karte von Otahite steht dieser Hafen gar nicht; auf Wilsons Karte steht „Point Venus, oder Tehouroоa", warscheinlich ist also der Hafen Toahroah jene Bucht, welche in Westen durch die Venusspitze von Matavtaibay getrennt wird. R.

zu untersuchen, und da er hier vollkommene Sicherheit für das Schiff fand, so gab er sein Vorhaben, nach Eimeo zu gehen, auf.

Toahroah ist ein vortreflicher Ankerplatz für Schiffe, da die Brandung hier bei weitem nicht so hoch und stark als in Matavaibay ist, auch ergießt sich, ohngefähr in der Mitte des Hafens, ein kleiner Bach mit vorzüglich gutem Wasser in das Meer. Wir wurden hier sehr reichlich mit allerley Arten von Fischen versehen, denn da die Einwohner sehr geschickt im Fangen derselben sind, so konnten sie uns alle Tage eine grosse Menge an Bord bringen.

Hier war es, wo wir den Plan zu unserer folgenden Verschwörung schmiedeten. Wir wurden mit so vieler Freundschaft und Gastfreiheit von den Eingebohrnen aufgenommen, und führten auf dieser Insel; wo nicht nur die Nothwendigkeiten des Lebens, sondern auch manche Bedürfnisse des Luxus, ohne grosse Arbeit und Mühe hervorgebracht werden, ein so sorgenfreies, glückliches Leben, daß ein grosser Theil der Schiffsgesellschaft anfing Othahite, den Vorzug vor sei-

nem Vaterlande einzuräumen. An Desertion war gar nicht zu denken, da der Capitain mit Hülfe der Oberhäupter, es immer in seiner Gewalt hatte, uns wieder zu bekommen, wie uns das Schicksal von Dreien, die vergeblich versucht hatten, von Toahroah zu entwischen, auf das deutlichste bewies. Es ward also beschlossen, die erste Gelegenheit zu ergreifen, uns zu Herren des Schiffs zu machen, sobald es in der gehörigen Entfernung von Otahite wäre; dann wollten wir dahin zurückkehren, und den Einwohnern ein glaubwürdiges Histörchen wegen unserer schnellen Wiederkunft, der Abwesenheit des Capitains, und derjenigen von der Gesellschaft, von denen wir glaubten, daß sie nicht mit unserm Plan übereinstimmen würden, aufbinden.

Zwar fiel mir bei der Ausführung dieses Plans, das Loos der Anführer zu seyn, allein ich kann doch betheuern, daß ich nicht der erste Urheber desselben war. Er ward zuerst von einem von denen, die vergeblich vom Schiffe zu entkommen gesucht hatten, entworfen; man glaube aber nicht, daß ich

diesen Umstand in der Absicht berühre, um mich vor den Augen der Welt in einem bessern Licht als ich verdiene darzustellen: es geschieht einzig und allein, um den Schein zu verhüten, als wenn ich mir, obgleich bei einem Verbrechen, größre Würksamkeit, und einen grössern Antheil als mir eigentlich zukommt, anmassen wollte.

Zu gleicher Zeit muß ich aber auch öffentlich gestehen, daß Capitain Bligh auch nicht im allergeringsten durch ein strenges oder rauhes Betragen, seiner Seits zur Entstehung unserer Verschwörung beigetragen hat. Er that so ganz das Gegentheil, daß ich überzeugt bin, daß wenig Officiers im Dienst ihn in dieser Rücksicht übertreffen, oder gerechtere Ansprüche als er auf die Dankbarkeit und Zuneigung ihrer Untergebenen machen konnten. Doch konnte Quintal wie ich glaube nicht die Schläge vergessen, die er einst auf Capitain Bligh's Befehl bekommen hatte, da sich der Equipagenmeister heftig über ihn beschwerte, und er, wie ich

von mehrern seiner Kameraden hörte, immer ein nichtsnütziger Kerl gewesen war. Man muß also, wie ich schon vorher gesagt habe, unsere Verschwörung lediglich der heftigen Vorliebe, welche wir für das Leben in Otahiti gefaßt hatten, zuschreiben. Hätte uns auch nicht der sanfte, einnehmende Charakter der Einwohner, die Milde des Clima's, und die Fruchtbarkeit des Bodens hierzu bestimmen können, so vermogten es doch die zärtlichen Bande, welche uns an die Einwohnerinnen fesselten, und jede Spur der Rückerinnerung und Sehnsucht nach Alt-England aus unsern Herzen vertilgten.

Wir verliessen Otahiti am 4ten April 1789, nach einem angenehmen, sechsmonathlichen Aufenthalt, und erreichten am folgenden Morgen die Insel Huaheine, wo wir von den Eingebohrnen einige Schweine und Früchte eintauschten. Da der Capitain nicht Willens war sich hier aufzuhalten, so gingen wir nicht vor Anker, sondern segelten die Nacht durch, indem wir westwärts auf die freundschaftlichen Inseln zusteuerten.

Am 9ten erblickten wir eine Wasserhose, welche in grader Linie auf das Schiff zukam, und uns nöthigte die Segel einzuziehen, was würklich mit einigen Schwürigkeiten verknüpft war, da das Phänomen sich mit einer unglaublichen Geschwindigkeit nur etwas über 8 oder 9 Yards vor dem Hintertheile des Schiffes, ohne ihm jedoch den geringsten Schaden zuzufügen, vorbeyzog.

Am 11ten April erblickten wir mit Tagesanbruch Land gegen Süd-Süd-Westen, und erkannten es bald für eine bisher noch nicht gesehene Insel. Einige Einwohner, welche in einem Canoe an das Schiff kamen, berichteten dem Capitain, daß ihre Insel Waitutakki hiesse, und viel Cocosnüsse, Brodtfruchtbäume und Pisang hervorbrächte. Diese Insulaner tätowiren sich wie die Otahitier und redeten auch beinahe dieselbe Sprache. 13)

13) Diese neuentdeckte Insel liegt nach Capitain Blighs' Bericht unter 18° 52′ südlicher Breite, und 200° 19′ östlicher Länge von Greenwich. Sie gehört zu den Süd-Grenzinseln Polynesiens, und steht auf Canzlers Karte dieses Welttheils. R.

Wir sezten unsern Lauf gegen Westen bis zum 23sten fort, an welchem Tage wir in der Rhede von Anamuka, einer der freundschaftlichen Inseln vor Anker gingen. Hier ersezten wir einige unserer Brodtfruchtbäume, welche trocken und beschädigt waren mit andern Pflanzen, tauschten von den Eingebohrnen Yamswurzeln, Pisang u. s. w. eiu, versahen uns mit Holz- und Wasservorräthen, und gingen am 26sten wieder unter Segel, da die vielen Dieberenen der Einwohner den Capitain bewogen seine Abreise zu beschleunigen. Am folgenden Tage erreichten wir die Insel Kotu 14) an deren Küste wir den Nachmittag über hinsegelten, um wo möglich einigen Verkehr mit den Einwohnern zu treiben, da wir uns aber in unsern Erwartungen betrogen fanden, und sich ein frischer Nordwind erhob, so steuerten wir gegen Westen bis zum nächsten Morgen, und richteten dann unsern Lauf nach Tofoa.

14) Richtiger Kutahe, eine der freundschaftlichen Inseln zwischen Anmauka und Tofoa, sie ward von Cook am 2ten Junius 1777. besucht. R.

Alles war jezt zu unserer Empörung vorbereitet, und wir beschlossen also ungesäumt zur Ausführung unsers desfalsigen Plans zu schreiten.

Am 28sten, als am Tage vor dem Ausbruch, ward ich vom Capitain Bligh eingeladen zu Nacht mit ihm zu speisen, ich entschuldigte mich aber mit einer Unpäßlichkeit, da noch mehrere Vorbereitungsmaaßregeln mit meinen Verbündeten zu verabreden waren. Kaum fing der Tag an zu grauen, so brachen wir mit Gewalt in des Capitains Cajüte, und bemächtigten uns sogleich seiner Person, ehe er noch ganz munter ward, indem wir ihm die Hände banden, und ihn auf dem Verdeck, hinter dem Besanmast bewachten.

Inzwischen hatten wir auch Sorge getragen, die Officiere, und diejenigen von der Schiffsmannschaft, die nicht zu unserer Parthey gehörten, in Sicherheit zu bringen. Ich befahl diesen, so wie dem Capitain, in das zu diesem Behuf ausgesezte Boot zu steigen, und erlaubte ihnen einen kleinen Vorrath von

Waf-

Waffen, Lebensmitteln, Takelwerk, und andern Bedürfnissen mit zu nehmen.

Während dem dies vorging, bemühete sich Capitain Bligh aufs äußerste, die Mannschaft durch Vorstellungen und Bitten wieder zu ihrer Pflicht zurück zu führen, und zwang mich dadurch, weil ich die Würkungen seiner Beredsamkeit fürchten muste, einen Schein von Strenge und Grausamkeit anzunehmen, der doch so ganz meinen Gefühlen widersprach. Ich gebot ihm daher mehreremahle Stillschweigen, und drohete ihm im Uebertretungsfall mit einem augenblicklichen Tode; allein meine Drohungen waren fruchtlos, er sezte seine Vorstellungen mit einer solchen Beredsamkeit fort, daß ich kein anderes Mittel wuste, als mit Hülfe der Rumflasche, meine und meiner Cameraden Empfindungen zu unterdrücken. Auf diese Art gestärkt und mit neuem Muth belebt, vollendeten wir das einmahl angefangene Werk, aber ich litt dabei mehr als Worte auszudrücken vermögen, mein ganzes Inneres war in Aufruhr, alle meine Leidenschaf-

ten lagen im Streit miteinander. Doch ich hatte schon zu viel gethan, um zurück gehen zu können, befahl also das Boot abzustossen, ließ das Schiff wenden, und richtete meinen Lauf rückwärts nach Otahiti. 15.)

Den Abend des 28sten Aprils, „erzählt Capitain Bligh," hatten wir wegen des schwachen Windes die Insel (Kotu) noch nicht aus dem Gesicht verlohren, und ich richtete meinen Lauf nach Tofoa. Der Equipagen- oder Schiffsmeister hatte die erste, der Constable die mittelste, und Herr Christian die Morgenwache.

15) Fletcher Christian ist bei der Erzählung dieser merkwürdigen und interessanten Begebenheit, vielleicht aus guten Ursachen, ziemlich kurz und unvollständig, Ich glaube daher meinen Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn ich zur Ergänzung derselben, hier Herrn Bligh's eignen, glaubwürdigen Bericht von dieser Begebenheit einschalte, so wie er in H. Sprengels und G. Forsters neuen Beiträgen zur Länder- und Völkerkunde, 5ter Theil Seite 267 u. f. steht. Man wird daraus sehen, daß Christian zwar in den Hauptsachen der Wahrheit treu geblieben ist, aber doch manchen interassanten Nebenumstand verschwiegen hat.

Kurz vor Sonnenaufgang kam Herr Christian mit dem Exerciermeister, des Constables Gehülfen, und Thomas Burklett einem Matrosen, in meine Kajüte, wo ich noch schlief. Sie ergriffen mich, banden mir die Hände mit einem Stricke auf den Rücken, und drohten mir mit augenblicklichem Tode, wenn ich spräche oder den geringsten Lärmen machte. Demohngeachtet schrie ich so laut, daß ich alles in Schrecken sezte; allein die Aufrührer hatten sich der Officiere, die nicht von ihrer Parthey waren, bereits durch Schildwachen an den Thüren ihrer Kajüten versichert. Vor der meinigen hielten drei Mann Wache, und vier andere in der Kajüte selbst. Christian hatte nur einen Hirschfänger in der Hand, die andern waren mit Flinten und Bajonetten bewafnet. Man riß mich aus meinem Bette, und führte mich im Hemde mit Gewalt aufs Verdeck, wobei mir die Hände heftig schmerzten, weil sie zu fest gebunden waren. Ich verlangte die Ursachen dieser Gewaltthätigkeit zu wissen, aber

man antwortete mir nur mit Drohungen eines augenblicklichen Todes, wenn ich mich nicht leidend verhielte. Chinston der Steuermannsgehülfe ward in seiner Schlafstelle zurück gehalten. Herr Nelson der Botanist, Herr Peckover der Constabel, Herr Ledward der Wundarzt, wurden so wie der Schiffsschreiber Herr Samuel, in ihren Kajüten bewacht; der leztere erhielt jedoch bald Erlaubniß aufs Verdeck zu kommen. Der vordere Zugang zum Matrosenraum war mit Schildwachen besezt, den Bootsmann und Zimmermann aber ließ man auf das Verdeck, wo sie mich am Besaanmast stehen sahen, die Hände auf den Rücken gebunden, und Herrn Christian an der Spitze deren die mich bewachten. Der Bootsman erhielt nun Befehl das grosse Boot auszusetzen, und man drohte ihm, er möchte sich nur vorsehen, wofern er nicht augenblicklich gehorchte. Sobald dies geschehen war, befahl man den Seekadetten Herrn Hayward und Hallet, nebst Herrn Samuel, hineinzusteigen. Ich fragte, warum man diese Veranstaltungen träfe, und suchte einige von den Leuten zu

ihrer Pflicht zurück zu führen, aber vergebens; sie antworteten wiederholt, „schweigt, oder ihr seid augenblicklich des Todes!“

Mittlerweile hatte der Equipagenmeister um die Erlaubniß angehalten aufs Verdeck zu kommen, er erhielt sie auch, allein man befahl bald wieder ihn in seine Kajüte zurück zu führen. Ich sezte meine Bemühungen noch fort, der Sache eine bessere Wendung zu geben, als Christian den Hirschfänger den er in der Hand hielt, mit einem Bajonet das ihm gereicht wurde, vertauschte, und indem er mich bei dem Strick der meine Hände band, festhielt, drohte er mir mit vielen Flüchen, mich auf der Stelle zu tödten, wenn ich mich nicht ruhig verhielte. Die Bösewichter um mich her hatten die Hähne ihrer Flinten aufgezogen, und die Bajonette aufgesteckt. Man rief nun verschiedene Leute bei ihrem Nahmen auf, und stieß sie in das Boot, woraus ich schloß, daß ich mit ihnen ausgesezt werden sollte. Dies bewog mich zu einem neuen Versuch die Aufrührer zu bereden, aber die Drohung mir so-

gleich das Gehirn zu zerschmettern, war seine einzige Würkung.

Man erlaubte dem Bootsmann, und den Matrosen die in das Boot gehen sollten, Bindfaden, Seegeltuch, Stricke, Seegel und Tauwerk zusammen zu suchen, nebst einer Tonne Wassers die 112 Quart hielt. Der Zimmermann durfte seinen Kasten mit Handwerkszeug mitnehmen. Herr Samuel empfing 150 Pfund Schiffszwieback, nebst einem geringen Vorrath von Rum und Wein. Er brachte auch einem Quadranten und einem kleinen Kompaß ins Boot, allein bei Lebensstrafe untersagte man ihm, Karten astronomische Kalender, Sextanten, Längenuhr, oder auch nur eine meiner Beobachtungen und Zeichnungen anzurühren. Hierauf trieben die Aufrührer alle diejenigen welche sie los sein wollten ins Boot. Wie die meisten darin waren, ließ Christian jedem Manne seines Haufens ein Schlückchen Brandtwein geben. Jezt sah ich leider, daß nichts gethan werden konnte um mich des Schiffes wieder zu bemächtigen. Es war

niemand da mir beizustehen, und jeder meiner eigenen Versuche zog mir die Drohung des Todes zu.

Man rief sodann die Offiziere hinauf, und stieß sie mit Gewalt über Boord in das Boot, indeß ich von allen abgesondert hinter den Besaanmaste stand, wo mich Christian mit einem Bajonet bewaffnet an den Stricken festhielt die meine Hände banden. Die Wachen um mich her hielten ihre Flinten angeschlagen, wie ich aber die Undankbaren aufforderte zu schiessen, liessen sie den Hahn in Ruhe. Isaak Martin, einer von dieser Wache schien geneigt mir beizustehen, und indem er mich mit etwas Pompelmusfrucht fütterte, (denn das Bestreben ihnen zuzureden hatte mir die Lippen ganz trocken gemacht) unterredeten wir uns schon mit unsern Blicken. Allein sobald die andern es wahrnahmen, ward er sogleich von mir entfernt. Jezt eröffnete er den Wunsch das Schiff zu verlassen und stieg in das Boot, man zwang ihn aber unter vielen Drohungen zurück zu kehren. Den Büchsenmeister Joseph

Colemann und die beiden Zimmerleute Makietosch und Normann hielt man ebenfalls wieder ihren Willen zurück. Als ich schon im Boote war, baten sie mich noch, nicht zu vergessen, daß sie an dem Vorgang keinen Antheil hätten. — — Christian schien eine Zeitlang zweifelhaft ob er den Zimmermann oder seine beiden Gehülfen behalten sollte; endlich entschied er sich für die lezten, und befahl dem Zimmermann ins Boot zu steigen. Dieser durfte auch, jedoch nicht ohne anfänglichen Wiederspruch, seinen Kasten mit Handwerkszeug mitnehmen.

Während des ganzen Vorganges war unter dem aufrührischen Haufen grosse Uneinigkeit. Einige fluchten: „Ich will verdammt sein wenn er (ich nehmlich) nicht seinen Weg nach Haus findet, sobald ihr ihm etwas mitgebt.“ Andere sagten wie der Zimmermann sein Handwerkszeug wegtrug: „Verflucht! er baut sich binnen Monatsfrist ein Schiff.“ Andere lachten wieder über den hülflosen Zustand des Boots, das sehr tief im Wasser ging, und wenig Platz für so viele Menschen

hatte. Christian schien auf unmittelbare Vernichtung seiner selbst, und aller die ihn umgaben, zu sinnen.

Ich verlangte Waffen; sie lachten mich aber aus, und sagten, da ich das Volk zu dem ich ginge, so gut kennte, würde ich keine brauchen. Vier Hirschfänger warf man uns doch in das Boot, als es schon am Hintertheile des Schiffes war.

Nachdem sie die Offiziere und Seeleute, mit denen man mir keine Gemeinschaft gestattete, ins Boot gebracht hatten, wartete man nur auf mich, und der Exerciermeister benachrichtigte Christian davon. Dieser sagte mir hierauf: „Kommt, Capitain Bligh, eure Offiziere und Matrosen sind jetzt im Boot; ihr müßt mit ihnen gehen; wofern ihr euch im geringsten widersetzt, gilt es sogleich euer Leben,“ und ohne weitere Umstände, indem er mich an dem Strick der meine Hände band, festhielt, und ein Haufen bewaffneter Bösewichter mich umringte, ward ich über die Schiffsseite ins Boot hinabgedrängt, wo man meine Hände losband.

Wie ich im Boote war, ließ man uns an einem Strick bis an das Hintertheil des Schiffes, und warf uns von dort aus einige Stücke gesalzenes Schweinefleisch, einige Kleidungsstücke, und die bereits erwähnten vier Hirschfänger zu. Jetzt war es auch, daß mir der Büchsenmeister, und die Zimmerleute zuriefen, ich möchte mich erinnern, daß sie keinen Antheil an diesem Anschlag hätten. Nachdem man unser weidlich gespottet, und diese fühllosen Elenden eine Zeitlang ihr Spiel mit uns getrieben hatten, wurden wir endlich in den weiten Ocean fortgestossen. Mit mir im Boote waren 18 Personen, an Boord des Schiffes blieben zusammen 25 Mann, als Seeräuber, die geschicktesten Leute der ganzen Mannschaft. — — Christian, der Anführer dieser Bande, ist aus einer ehrbaren Familie im nördlichen England, er machte die dritte Reise mit mir. — — Die Erinnerung an meine vorige Güte erregte in Christian einige Anwandlungen von Reue, so hart er mir auch begegnete. Wie man mich aus dem Schiff stieß, fragte ich ihn, ob diese Behand-

lung der gehörige Dank für die vielen Beweise meiner Freundschaft sei die er von mir empfangen? Er schien bei dieser Frage betroffen, und antwortete in heftiger Bewegung: „das ist es, Capitain Bligh, das ist es eben; ich fühle mich in der Hölle, ich bin in der Hölle!“ —

Dritter Brief.

Sie erblicken mich von nun an in der Eigenschaft eines Anführers, und müssen daher erwarten, daß ich öfter als es bisher meine Gewohnheit war, mich in der ersten Person aufführe. Ich will nicht Ihre Geduld mit unnöthigen Versicherungen meiner Reue über das Geschehene ermüden, eben so wenig will ich versuchen meine Schuld zu bemänteln; ich ward versucht, und ich fiel; und wäre ich nochmals in einer ähnlichen Lage, gleich heftigen Versuchungen ausgesetzt, bei gleicher Gelegenheit ungestraft ihnen zu folgen, — sehr wahrscheinlich würde ich dann, ohngeachtet der Reue und der peinigenden Gewissensbisse welche als eine Folge eines Verbrechens mich quälen, zum zweitenmahle fallen, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß ausser mir, das wohl noch

der Fall einer sehr grossen Menge Menschen in der Welt sein möchte. Doch ich will für jetzt alle Betrachtungen und Anmerkungen über das Vergangene bei Seite setzen, und ohne weitere Umschweife den Faden meiner Erzählung wieder anknüpfen.

Unsere baldige Zuruckkunft nach Otaheite überraschte wie ich vorhergesehen hatte, die Einwohner ausserordentlich, die sich wie zuvor, in grosser Anzahl um uns versammelten. Sie waren sehr befremdet, sowohl als sie den Capitain vermißten, als da sie die Zahl der Unsrigen um so vieles vermindert fanden, doch glückte uns die Erzählung die wir auf diesen Fall erdacht hatten, so ziemlich, da wir sie ohne grosse Mühe glauben machten, Capitain Bligh sey mit dem Reste der Schiffsmannschaft in Hwaitatakki bei Capitain Cook, der sich dort aufhielte, und König jener Insel geworden wäre, geblieben; daß wir aber ihre Freundschaft nicht hätten vergessen können, und den Aufenthalt bei ihnen, dem Leben unter irgend welchen von ihren Nachbarn, oder der Rückkehr in unser Vaterland vorgezogen hät-

ten. Dieser Beweis unserer partheyischen Freundschaft für sie, schmeichelte ihnen ausserordentlich, sie bezeugten uns ihre Freude darüber durch den herzlichsten Willkommen, und durch Schwüre einer ewigen Tayoschaft, ein Wort welches bei ihnen die festeste und unzertrennlichste Freundschaft bedeutet.

Unser langer Aufenthalt in diesem reizenden Ländchen, gab mir Gelegenheit mich genauer mit den verschiedenen Produkten des Bodens, und den Sitten, Gebräuchen, und Beschäftigungen der Einwohner bekannt zu machen.

Otaheiti's Clima ist gewiß eines der glücklichsten und angenehmsten das nur zu finden ist, weder den Extremen von Hitze oder Kälte, noch von Hitze oder Dürre ausgesetzt, eine reine und gemäßigte Luft erhält die glücklichen Einwohner gesund und stark, und befreit sie beinahe von allen den Krankheiten, denen die Bewohner weniger glücklicher Climate unterworfen sind. Das Auge verweilt mit Entzücken auf dem reizenden Anblick den die Insel von der See aus darbietet, die lieblichste Abwechslung von Hü-

geln und Thälern, von Wäldern und Bergen die mit der Lieblingsfarbe der Natur einem immerwährenden, lebhaften Grün geschmückt sind, beschäftigt die Phantasie auf die angenehmste Art; unzählige Bäche schlängeln sich in mäanderähnlichen Krümmungen durch die Pflanzungen, welche mit den hier und da auf das mahlerischte in kleinen Gruppen zerstreuten Wohnungen der Insulaner, das liebliche reizende Gemählde des Ganzen vollenden.

Die grosse Menge von Früchten, welche die Natur allenthalben freiwillig hervorbringt, beweiset den Reichthum, und die Fruchtbarkeit des Bodens. Vor allen diesen will ich zuerst die Brodtfrucht nennen, da sie die veranlassende Ursach unserer Expedition war. 16) Diese Frucht ist das Produkt ei-

16.) Es giebt dreierlei Abänderungen des wahren Brodfruchtbaumes (Artocarpus incisa), den zahmen, saamenlosen Brodbaum, welches der auf Otahiti und den benachbarten Inseln bekannte ist; den zahmen saamenbringenden Brodbaum, welcher sich auf Java, den Philippinen, Marianen und Gewürzinseln findet, und den

nes hohen Baumes, dessen Aeste sich am Gipfel kreisförmig ausbreiten, und einen schönen grünen Sonnenschirm bilden. Die Blätter sind 16 bis 18 Zoll lang, haben das dunkelste Grün, und sind am Rande sehr niedlich ausgezackt. Die Aeste sind allenthalben mit jener Frucht bedeckt, die eine so unschätzbare Gabe der Vorsehung ist. Sie wächst einzeln wie der Apfel, hat eine länglicht runde Gestalt, 7 bis 8 Zoll Länge, und eine dicke rauhe Schale. Die beste Zeit sie einzusammeln ist, wenn sie ihre völlige Grösse erreicht hat, da sie alsdann außerordentlich nahrhaft ist; läßt man sie aber bis zur völligen Reife am Baum, so bekommt sie außerhalb eine hellgelbe Farbe, wird weich, verliehrt ih-

wilden saamenbringenden Brodbaum, welcher wild in den Waldungen der Molucken und andern benachbarten Inseln wächst. Die Abart mit länglicher, rauher, schuppiger Frucht, welche F. Christian hier beschreibt, heißt auf Otaheiti Patra, die gewöhnlichste Abart aber, mit einer fast ganz runden und glatten Frucht, heißt dort Uru. R.

ihren eigentlichen Geschmack, welcher den einer Artischocke nahe kommt; ihr weiches, schwammartiges Innere gleicht der Krume von neugebackenem Brod, und nimmt ein hohes Gelb, wie eine überreife Quitte an, wird sehr ungesund, verursacht Dyssenterie und Beschwerden im Unterleibe. Die übrigen nutzbaren Produkte des Pflanzenreichs sind: Bananen, Pisang, wovon sie eine große Menge Abänderungen (Musa Corniculata, exsucca, tetragona, acicularis, coriacea, dorsata ꝛc. ꝛc.) haben, deren Natur so allgemein bekannt ist, daß es unnöthig seyn würde, nur ein Wort darüber zu verliehren, sowohl als von der Kokospalme, (Cocos nucifera) Batatenweide, (Convolvulus Batatas) und Yamswurzel, (Dioscorea alata) welche alle im größten Ueberfluß vorhanden sind; ferner eine Frucht, welche sie Jambu nennen, (Engenia malaccensis) und einen sehr angenehmen süßsäuerlichen Geschmack hat; die gefiederte Lakwurzel, (Tacca pinnafitida) eine eßbare Wurzel, welche sie Pea nennen, eine Frucht von der Gestalt einer Bohne, Abih

genannt, welche geröstet an Geruch und Geschmack große Aehnlichkeit mit der Kastanie hat; die Stachelpalme, welche bei ihnen Ferharra heißt, und eine Frucht in Gestalt eines Tannenzapfens hervorbringt; Taumelpfeffer, (Piper methysticum) auf Otahitisch Jave oder Ava, von dem nur die Wurzel benutzt wird; eine große Menge anderer Pflanzen und Wurzeln, deren sich die Einwohner zur Speise bedienen, sowohl als vielerley Bäume und Sträucher, die zu anderem Gebrauch, als zum Bauen der Häuser und Kähne, zum Verfertigen von Handwerkzeugen, Hausgeräthen und Kleidungsstücken, und zum Färben in allen möglichen Farben benutzt werden. Capitain Cook hat auf einer der benachbarten Inseln einen Hengst und eine Stute, einen Stier mit Kuh und Kalb und einige Schaafe zurückgelassen, welche alle sehr gut fortgekommen sind, außer daß die Einwohner aus Versehen den Hengst anstatt einer der Kühe schlachteten; da indessen die Stute ein Fohlen hatte, so verlohren sie die Art nicht, und es fanden sich bei unserer Ankunft eine ziemliche Menge Pferde zerstreut auf den Inseln.

Sie mochten das Pferdefleisch wohl nicht sehr schmackhaft gefunden haben, und eilten daher nicht, das Experiment mit einem Stück von dem Hornvieh zu wiederholen, durch welchen glücklichen Umstand sich dasselbe sehr vermehrt hatte, da sie, wenn die erste Probe nach ihrem Geschmack gewesen wäre, bald nichts mehr am Leben gelassen haben würden.

Jezt will ich in der Kürze meine Bemerkungen über die Einwohner mittheilen. Sie kommen an Wuchs den wohlgewachsensten Europäern gleich, und da ein ansehnlicher Körperbau das Zeichen edler Abkunft bei ihnen ist, so tragen die Oberhäupter große Sorge, das Merkmahl ihres Familienadels zu erhalten; sie heirathen daher häufig, wenn die körperliche Größe ihrer Familie in Abnahme zu gerathen droht, ansehnliche, gutgebaute Mädchen aus den niedern Volksklassen, um die völlige Ausrottung zu verhüthen; aber unter keiner andern Bedingung vermischt sich der Adel, der hierüber in einem hohen Grade schwierig ist, mit dem Pöbel, und Bei-

spiele von Verbindungen ohne Rücksicht auf den Stand, sind sehr selten, da der Otahitische Erih, in Rücksicht auf den Ahnenstolz, keinen deutschen Freiherrn oder castilischen Hidalgo weicht. Dies ist um so sonderbarer, da sie auf keine andere Art, als durch die Tradition, ihre Stammbäume fortpflanzen, und bei dem Mangel an Schulen und regelmäßiger Erziehung das Beispiel der Aeltern das einzige ist, was diese Grundsätze erhalten kann; des Vaters Art zu denken und zu handeln nimmt der Sohn an, und die Tochter folgt dem Beispiele der Mutter. Arbeit wird in diesem Theile der Erde nicht um dem despotischen Befehle der eisernen Nothwendigkeit zu gehorchen, sondern beinahe nur zur Zeitverkürzung getrieben, sie ist niemanden vorgeschrieben, aber keiner ist unthätig. Man hört nicht so, wie in Europa das Murren über die Partheylichkeit der Vorsehung, bei Ausspendung ihrer Gaben, und würklich wäre dies auch die größte Undankbarkeit, da sie ihnen ohne Unterschied ihre schönsten und wünschenswürdigsten Gaben verlieh.

Die höhern Stände befolgen bei der Verheirathung ihrer Kinder einen sehr vernünftigen Grundsatz, da sie die Vollziehung der ehelichen Verbindung nicht eher gestatten, als bis beide Theile ihre völlige Mannbarkeit erlangt haben; bei den niedern Ständen hingegen findet das Gegentheil statt, daher auch das gemeine Volk durchgängig von kleinerer Statur, als der Adel ist.

Der Gebrauch des Tåtomirens scheint bei den Otahitiern in Verbindung mit der Religion zu stehen, da die Priester dies Geschäft verrichten, indem sie ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, die armen Kinder zur Ertragung dieser fürchterlichen Pein anzufeuern. Man denke sich tausende von Stichen, aus deren jedem das Blut hervorquillt, und überlege dann, wie viel wohl die Philosophie eines europäischen Kindes zu ertragen vermag; da hingegen die otahitischen diese Quaal mit mehr als stoischem Gleichmuth erdulden.

Ihr Haar ist in der Regel schwarz; die Männer tragen es in langen fliegenden Locken, welches ihnen keinesweges übel steht; die Weiber schneiden es kurz am Kopfe ab.

Beide Geschlechter reißen es, wie die Amerikaner, an jedem andern Theile ihres Körpers auf das sorgfältigste aus, dessen Reinlichkeit sie sich überhaupt sehr angelegen seyn lassen, da gewiß nie die Sonne untergeht, ohne daß sie ihn vorher in den Wellen des Meeres abgespühlt hätten. Von der allgemein hergebrachten Gewohnheit, ihren Körper mit Oel einzureiben, kommt es, daß sie demohngeachtet zuweilen einen unausstehlichen ranzigen Oelgeruch haben, dessen unangenehmer Eindruck aber doch nicht stark genug ist, über das Vorurtheil, daß die Unterlassung jener Gewohnheit unanstößig sey, zu siegen.

Auch bei ihren Mahlzeiten beobachten sie einige lächerliche Vorurtheile; so ist es den Frauenzimmern nicht erlaubt, mit den Männern zusammen zu essen, welches jedoch keineswegs eine Herabwürdigung des schönen Geschlechts zu seyn scheint, da sie überhaupt auch nicht gewohnt sind, ihre Mahlzeit in Gesellschaft einzunehmen, einige festliche Gelegenheiten ausgenommen. Königin Oberea gab vor mehreren Jahren, nach der Erzählung früherer Reisenden, ein großes Fest, bei dem

nicht weniger, als tausend Menschen zugegen waren. Die Speisen wurden alle von den Sclaven, die sie bereitet hatten, in Cocusnußschaalen herbeigebracht, und unter die Gäste vertheilt, die sich damit in Reihen rund um den Pallast der Königin herumsetzten. Nachdem sie alle bedient waren, setzte sie sich auf einen etwas über den Erdboden erhabenen Thron; zwei ihrer liebsten weiblichen Bedienten stellten sich ihr rechts und links zur Seite, und fütterten sie, wie ein Kind. Sie bereiten ihre animalischen Speisen auf zweierley Art, indem sie dieselben entweder rösten oder braten. Das erstere geschieht auf eine sehr einfache Art, indem sie das Fleisch auf einen reinen heißen Stein legen, es nach einiger Zeit umwenden, und so fortfahren, bis die Brühe anfängt herauszulaufen, da sie es dann verzehren. Ihre Art zu braten ist künstlicher und merkwürdiger; sie graben nach Verhältniß des Gegenstandes, den sie zubereiten wollen, ein Loch in die Erde, legen auf den Grund desselben eine Lage dürres Holz, darauf eine Lage kleiner runder Steine, und fahren so schicht-

weise fort, bis das Loch ausgefüllt ist. Dann zünden sie das Holz an, um durch den Brand desselben die Steine zu erhitzen, räumen darauf das Loch aus, legen die heißesten Steine auf den Grund desselben, bedecken sie mit grünen Blättern, und legen auf diese das Fleisch, welches gebraten werden soll, gereinigt und nach ihrem Geschmack gewürzt. Hierauf kommt wieder eine Lage von grünen Blättern, füllen das Loch mit dem Ueberrest der heißen Steine völlig aus, und bedecken es mit der ausgegrabenen Erde. Sie lassen das Fleisch dann bis vier Stunden in diesem unterirrdischen Bratofen, und wenn sie es herausnehmen, so ist es so schmackhaft, wie nur irgend etwas seyn kann, daher auch fast alles Fleisch für die Oberhäupter und Leute von Stande auf diese Art zubereitet wird. Tische und Stühle sind hier gänzlich unbekannte Geräthschaften, und selbst der Vornehmste nimmt sein Mahl auf der Erde, unter dem Schatten eines Baumes ein; Blätter vom Brodfruchtbaum dienen ihm anstatt der Serviette; ein neben ihm stehender Korb enthält die Speisen, zwei Cocusnuß- oder

Calebassen- (Flaschenkürbis) schaalen, die eine für süßes, die andere für salziges Wasser, machen sein ganzes Tischgeräthe aus. Wenn die Speisen gebracht und die Blätter in Ordnung gelegt sind, so waschen sie sich Mund und Hände; und sobald dieses geschehen ist, fangen sie an, den Inhalt ihres Speisekorbs zu untersuchen, worinn alles sehr nett in Baumblättern eingewickelt ist. Ihre Fische werfen sie Stückweise in das Salzwasser, und führen die Stückchen dann mit vielem Salzwasser sehr geschickt mit den Fingern zum Munde, so wie wir die Sardellen verzehren. Das Fleisch zerreißen sie mit einem hölzernen Messer, und tunken es ebenfalls in Salzwasser: die Brodfrucht vertritt die Stelle des Brodes. Ist die eigentliche Mahlzeit geendigt, so waschen sie sich wieder, und nehmen dann einige Früchte, als Bananas, Plantanen, Cocusnüsse, Guavas u. s. w. zu sich, worauf sie sich zum drittenmahle waschen und gewöhnlich einige Stunden schlafen, um von der schweren Arbeit des Essens auszuruhen.

Die otaheitischen Frauenzimmer lieben den Putz sehr; ihr Kopfschmuck besteht vor-

züglich aus Menschenhaaren, die so zierlich geflochten sind, daß sie mit dem Gewebe der künstlichsten Spinne wetteifern können. Diese winden sie um den Kopf wie einen Kranz, und stecken noch außerdem Blumen in die Locken, welches sehr gut aussieht. Ihre Ohren sind mit europäischen Korallen geziert, die sie höher, als allen andern Putz achten. Das übrige ihres Putzes ist sehr einfach, ein Stück Zeuch, 1½ Ellen breit und 3 oder 4 Ellen lang, mit einem Loch in der Mitte, das weit genug ist, um den Kopf durchstecken zu können, umflattert den Oberleib bis an die Hüften, um welche ein Stück ähnlichen Zeuches gewunden ist, dessen Enden vorn in eine große Schleife, deren Zipfel bis an die Knie herabhängen, geschlungen sind. Man bemerkt hier nur einen geringen Unterschied zwischen dem Putze beider Geschlechter; aber niemand trägt irgend eine Bedeckung der Beine, was würklich Verwunderung erregen muß, da die Sonne in einigen Jahreszeiten außerordentlich brennend ist. Ihre Zeuche verfertigen sie von verschiedener Stärke und Feinheit; die für das trockene Wetter sind nicht besser, als

gewöhnliches Papier aus Baumrinde gemacht. In regnigtem Wetter tragen sie eine dichtere Bedeckung, die in einer Art Matte besteht, die sehr künstlich bereitet wird. Der einzige Unterschied der Kleidung zwischen den Vornehmen und Geringen besteht in der Menge und Farbe der Kleider, deren Schnitt aber immer derselbe bleibt. Ein einziges Gewand ist für die niedere Klasse hinlänglich; da hingegen die Vornehmen deren eine sehr große Menge tragen. Ihre Art, sich zu grüßen, ist in der That sehr sonderbar; wenn sich nehmlich zwei Freunde begegnen, so streifen sie ihre Kleider mit einer außerordentlichen Gewandheit ab, so daß sie bis an die Hüften entblößt sind. Dies ist so hergebracht unter ihnen, als das Entblößen des Hauptes oder das Handküssen unter den Europäern; und beide Geschlechter beobachten diese Gewohnheit, die allgemein auf der ganzen Insel eingeführt ist.

Die Künste werden vorzüglich von den Vornehmen getrieben; sie sind: Baukunst, Bildhauerey, Mahlerey, Schiffbauerey und Schifffahrt. Der größte Beweis ihrer archi-

tektonischen Kunst ist das große Morai, oder Mausoleum der Oberea, welches würklich mit den ägyptischen Pyramiden in Vergleich gestellt zu werden verdient. Es ist aus Steinen erbaut, 100 Ellen lang, 30 breit, und erreicht in einer Folge von Stufen eine Höhe von beinahe 30 Ellen, daher es gegen die Spitze, auf welcher ein aus Holz geschnitzter Vogel steht, immer kleiner wird. 17) Die Zeit der Erbauung dieser Pyramide kann nicht bestimmt angegeben werden, da die Otaheiten, wie schon bemerkt, keine genaue Geschichte der alten Begebenheiten haben. Das Werk

17) Dies Morai ist zu Temarre im Distrikt Oparra befindlich; seine Basis bildet ein Parallelogramm von 270 Fuß Länge und 94 Fuß Breite. Es erhebt sich pyramidalisch, und besteht aus 10 Absätzen, wovon der unterste 6, die übrigen aber etwa 5 Fuß hoch sind; die oberste Fläche hält 110 Fuß in der Länge und 6 Fuß in der Breite. Den Vogel, von dem hier die Rede ist, und den auch Capitain Cook 1769. sah, vermißten die Mißionarien im Jahr 1797. Die Größe der einzelnen Steine beträgt 3 = 4 Fuß in der Länge und 2 Fuß in der Breite.

R.

besteht ganz aus Korallenfelssteinen, von ansehnlicher Größe, die viereckig behauen und geglättet sind, und die Verbindung ist so sorgfältig gemacht, daß man sie nur mit Mühe bemerken kann. Es ist unbegreiflich, wie solch eine Menge von Materialien auf einer Insel, die gänzlichen Mangel an Steinbrüchen hat, herbeigeschaft werden konnten, und es muß dem Anschauer in Erstaunen und Verwunderung setzen, wie sie mit solcher Kunst bearbeitet, ohne irgend eine Art von wasserfesten Kütt zusammengefügt, mit Handwerkszeugen, die weicher sind, als die Materialien, zu deren Bearbeitung sie gebraucht wurden, behauen, und wie die ungeheuere Steinmasse zu solch einer Höhe aufgethürmt werden konnte.

Die Otaheiter haben kaum ein Waffen, Handwerkszeug oder gewöhnliches Hausgeräth, an dem sie nicht ihre Bildschnitzerkunst gezeigt hätten. Ihre Fahrzeuge sind sämtlich auf diese Art ausgeziert, und an allen ihren Kunstprodukten der Art ist eine Geschicklichkeit und Vollkommenheit sichtbar, welche wenig europäische Bildhauer mit den nähmlichen Werkzeugen würden erreichen können.

Im Schiffbauen haben sie es nicht zu dieser Vollkommenheit gebracht; doch sind ihre Fahrzeuge für das Meer, auf welchem sie gebraucht werden, gut genug eingerichtet. Beispiele, daß sie darinn Schiffbruch gelitten hätten, sind sehr selten; sie haben einen tiefen Bauch, und die äußern Enden sind beträchtlich erhöht, um die Ruderer gegen die Gewalt der Brandung zu schützen, die sich an den Küsten dieser Insel mit dem größten Ungestüm bricht. Der Boden der Schiffe ist flach und ohngefähr 3 Fuß breit, welches in keinem Verhältniß mit der Länge steht, die oftermahls über 60 Fuß beträgt. So unproportionirte Fahrzeuge können auf keinem Meere, ohne Anwendung eines künstlichen Mittels, gebraucht werden; man stellt daher zwei derselben von gleicher Größe, der Länge nach in einer Entfernung von 4 bis 5 Fuß neben einander, legt dann queer darüber starke Stangen, welche auf beiden Enden fest gemacht werden, und befestigt an dem in jedem Kahn aufgesteckten Mast ein viereckiges Segel, dessen Stange oben und unten an dem Mast festgemacht wird. Eine

Art von Verschlag, der auf dem Verdeck beider Schiffe gebaut ist, enthält den Mundvorrath.

Sie sind sehr gute Sternkündiger, wissen mit bewundernswürdiger Genauigkeit die Bewegung der himmlischen Körper anzugeben, und sagen aus dem bloßen Anblick des Himmels die Veränderungen des Windes und Wetters mehrere Tage voraus. Diese Kenntnisse erleichtern ihnen den Besuch der benachbarten Inseln; bei Tage richten sie ihren Lauf nach der Sonne, und des Nachts sind die Sterne ihre Wegweiser. Ihre Erfahrenheit in der Sternkunde giebt ihnen den Muth, Reisen zu andern Inseln von 60 bis 80 Seemeilen zu machen; doch schienen sie dieselben größtentheils um Entdeckungen zu machen, oder um ihre Bekanntschaft mit den andern Inselbewohnern zu vermehren, unternommen zu haben, da sie keine Waaren, womit sie Tauschhandel treiben könnten, besitzen.

Mahlerey ist die am wenigsten von ihnen ausgebildete Kunst, da sie fast nur auf die Figuren, womit sie ihren Körper bemahlen, und auf die Verzierung ihrer Schiffe ange-

wendet wird; jene sind größtentheils Vögel und Fische, zuweilen nach der Natur, aber öfters Carricaturen von der Erfindung des Künstlers, deren Umrisse jedoch sehr genau sind.

Die Priester verrichten ausschließlich die kirchliche Operation des Tátomirens, welche bei ihnen für so nöthig, als bei den Christen die Taufe gehalten wird, da man jemanden, der sich ihr nicht unterworfen hat, als ausgeschlossen von der bürgerlichen Gesellschaft ansieht. Das Alter, in welchem diese Ceremonie vorgenommen wird, ist vom 12ten bis 14ten Jahre, da man Kinder unter demselben nicht für fähig hält, die Schmerzen der Operation auszustehen.

Die andere Art von Mahlerey sollte man eigentlich Schmiererey nennen; sie besteht einzig im Anstreichen der Figuren an ihren Fahrzeugen, bald mit dieser, bald mit jener Farbe, aber gewöhnlich roth, welches ihre Lieblingsfarbe ist.

Die Verfertigung der Zeuche ist ihre vorzüglichste Manufakturarbeit; das Material,

aus

aus welchem sie dieselben verfertigen, wird weder gesponnen noch gewebt. Man schält den Bast von den Bäumen, weicht ihn im Wasser ein, und trennt ihn dann von der äußern Rinde. Wenn er gehörig eingeweicht und gereinigt ist, wird er in dünnen Lagen auf Blätter ausgebreitet, so lang und breit, als es dem Arbeiter gutdünkt, und so legt man, um dem Zeuche mehr Stärke zu geben, eine Lage über die andere, bis er die gehörige Dicke hat. Man legt es alsdann zum Trocknen hin, und wenn das Wasser ausgelaufen ist, breitet man es auf einem Gestell von geglätteten Brettern aus, und schlägt es mit einem viereckigen Stück Holz ohngefehr 1½ Fuß lang und 3 Zoll breit, auf dessen jeder Seite parallele Rippen der Länge nach ausgeschnitten sind. Diese Rippen sind von verschiedener Stärke, von der Dicke eines Bindfaden, bis zu der Feinheit der Nähseide. Die Arbeiter klopfen das Zeuch zuerst mit der grobgerippten Seite, und bedienen sich allmählig einer immer feinern Seite des Schlagholzes, bis sie zuletzt mit den

feinsten Rippen aufhören. Gewöhnlich sind zwei Menschen dazu erforderlich, das Zeuch zu klopfen, welche einander gegenüber stehen, und so regelmäßig wie die Schmiede auf den Ambos zuschlagen. Durch diese Verfahrungsart wird das Zeuch zusammengepreßt und dicht gemacht. Wenn dieselbe beendigt ist, wird es zum Bleichen ausgebreitet, und, nachdem es die gehörige Weiße erhalten hat, den Weibern übergeben, die daran große Proben ihres guten Geschmacks und erfinderischen Geistes ablegen. Sie bilden darauf mit dem besten Erfolg jedes ihnen von den Europäern vorgelegte Muster nach, wie sie überhaupt sehr geschickte Nachahmer sind, und färben es darauf gewöhnlich roth oder gelb. Ihre Farben sind ziemlich gut; aber das Materiale und die Textur des Zeuches verträgt das Waschen nicht, daher es mit der Zeit schlecht aussehend wird, wenn man nicht immer neue Kleider nachschaffen kann. Wenn das Zeuch getrocknet ist, wird es zusammengerollt und zum Gebrauch aufgehoben. Man bedient sich zu dieser Manufaktur der Rinde von den Bäumen des Papiermaulbeerbaums,

des Brodfruchtbaums und des wilden Feigenbaums. Die zwei erstern liefern das feinste Zeuch, aber das dauerhafteste wird von dem letztern gemacht, es widersteht dem Regen; eine Eigenschaft, welche die andern nicht besitzen. Die Verfertigung der Matten ist eine andere nicht minder wichtige Kunstarbeit; sie werden gleichfalls aus der Rinde von Bäumen und Sträuchern gemacht, und so fein gewebt, daß die Arbeiter uns Europäer auffordern könnten, vortreflichere Waaren zu liefern. Man benutzt sie zu Segeln, Bettdecken und Kleidern fürs Regenwetter.

Tauwerk und Stricke sind ein sehr wichtiger Artikel, in deren Verfertigung sie sich auszeichnen. Ihre Angelschnüre, welche aus einer nesselartigen Pflanze verfertigt werden, sind wegen ihrer Stärke und Dauerhaftigkeit weit besser, als die europäischen, und ihre Fischnetze haben, da sie aus demselben Material verfertigt werden, gleiche Vorzüge. Allein alles dies wird von den Schnüren von Menschenhaaren, welche die Frauenzimmer wie Binden um die Köpfe winden, und deren

Verfertigung ein vorzüglicher und sehr angemessener Zeitvertreib derselben ist, übertroffen, da sie würklich unbegreiflich fein gewebt sind. Ich habe eine Probe davon von mehr als tausend Ellen Länge gesehen, so fein, wie die dünnste Seidenschnur, und ohne irgend einen bemerkbaren Knoten. Sie verfertigen dieselben ohne die Beihülfe irgend eines Instruments, und mit einer Geschwindigkeit, welche die Grenzen der Glaublichkeit übersteigt.

Das Korbflechten ist eine sehr allgemeine Beschäftigung, in der es fast jedermann weit gebracht hat, und der Wetteifer, der sie anfeuert, ihre Arbeiten immer vollkommner zu machen, verursacht, daß diese Proben ihrer Geschicklichkeit unvergleichlich nett sind. Andere Stücke von weniger Bedeutung, z. B. Waffen zum Schutz und Trutz, ferner die Netze, deren sie sich zum Fischfang bedienen, scheinen die Arbeit eines jeden Besitzers zu seyn. Diese sowohl, als ihre Arbeitsgeräthe bezeichnen eben keinen sinnreichen Meister.

In ihren verschiedenen Belustigungen, im Tanz, Musik, Ringen, Bogenschießen,

Lanzenwerfen, Schleudern, Laufen und Schwimmen lassen sie uns Europäer weit hinter sich. Ihre Musik bestehet nur aus einer Art von Pfeife und Trommel; es gebricht ihr daher die Harmonie. Mit diesen Instrumenten durchstreichen sie in ganzen Haufen das Eyland, und besuchen, wie vormals die brittischen Morristänzer, feierliche Gelage.

Ihre Heivas haben ebenfalls viele Aehnlichkeit mit den Country-Wakes der Britten, in Deutschland unter dem Namen der Kirchweihfeste bekannt. Die jungen Leute finden sich hier in Begleitung ihrer Musikbande zum fröhlichen geselligen Tanz zusammen. Bey solchen Zusammenkünften vermißt man bey dem andern Geschlecht die erste seiner Tugenden — bescheidene Sittsamkeit. Durch die üppigsten Bewegungen suchen hier die Mädchen die Leidenschaften ihres Tänzers zu entflammen, und tragen nach geendigtem Tanz kein Bedenken, die durch ihre muthwillige Behendigkeit aufgereizte Begierden mit ihren höchsten Gunstbezeugungen zu krönen. Kein Erröthen oder sonstiges Zeichen von Schaam verräth ihre Weiblichkeit. Diese Heivas

werden ohne Unterschied des Rangs besucht. Es giebt auch noch eine andere Zusammenkunft, in welcher nur die ersten des Volks Zutritt haben. Das Ausgezeichnete dieser Gesellschaft besteht in der stattfindenden Gütergemeinschaft, in Hinsicht der Theilhaber. Die feurigste Einbildungskraft vermag nicht ihre wollustathmende Spiele zu erschöpfen.

Ihre Vocalmusik ist nicht zu verachten. Der Wohlklang besteht bey dem gänzlichen Kunstmangel, die Töne zu ordnen, in der Stimme selbst. Ihre Gesänge sind im Allgemeinen Worte ihrer eignen Composition, welche sie bald abkürzen, bald verlängern, den Anstrich von Fröhlichkeit oder Trauer geben, wie es eben die Veranlassung mit sich bringt Die Sprache an sich ist wohlklingend; woher es kommen mag, daß der ausschweifendste Unsinn mit der erhabensten Composition keinen so großen Contrast macht.

Ihre theatralische Belustigungen bestehen in Musik, Tanz und Possenreißerey. Obgleich ihre Instrumentalmusik, wie oben gesagt, sehr armselig ist; so erschüttert doch ihre Farce das Zwerchfell, gleich den niedrig ko-

mischen Spielen des Bartholomäus Markt. Sie würden, wie ich glaube, selbst ernsthafte und tragische Stücke nicht verderben, denn die Thränen gehorchen willig, und der Kummer steht ihnen bis zur täuschenden Wahrheit zu Gebot. Auch bey der unbedeutendsten Veranlassung nehmen sie Zuflucht zu diesen Mitteln, und Thränen sind dort kein Vorrecht des schönen Geschlechts.

Ihre Religion zu bestimmen gehört unter die schweren Aufgaben. Sie ist, wie ihre Schwestern, höhern Zwecken der Politik untergeordnet. Majestät und heilig unverlezlich seyn, ist auch bey ihnen identischer Begriff. Wer sich königlicher Abkunft rühmen kann, dessen Ursprung wird, wie dort beym Jupiter Ammon, von den unsterblichen Göttern in gerader Linie abgeleitet. So lang der Thronerbe das bestimmte Alter noch nicht erreicht hat, steht er unter dem Schutz und der Oberaufsicht des Oberpriesters. Götzendienst ist ihnen fremd; sie verehren die Gottheit im Glauben. Die königliche Familie, Priester und Heerführer sind im alleinigen Besitz der Religionsgeheimnisse; der Rest der

Gemeinde dient blos zur Ergänzung des religiösen Scheingepränges. Auch Menschenopfer sind bey ihnen noch im Gebrauch. Bey großen Festtagen liefert jeder District ein solches männliches Schlachtopfer, wozu gewöhnlich der Unbrauchbarste aus der Hefe des Volks gewählt wird. Sein Schicksal bleibt ihm auch nach getroffener Wahl so lang verschleiert, bis die Abgesandten des Oberpriesters anlangen, welche ihn sogleich, mit Vorbeygehung alles Ceremoniels, tödten, und sodann zum Opferplatz schleppen, wo ein steinerner Altar, mit Hirnschädeln der frühern Schlachtopfer geziert, seiner wartet.

Sobald ein Einwohner von Otahiti dieses Leben verläßt, füllt sich sein Haus von seinen Anverwandten, welche mit kreischendem Jammer und Ausdrücken des Kummers ihren Verlust beweinen. Der nächste Blutsfreund des Erblaßten sitzt wie eine Bildsäule ohne Gefühl und Bewegung neben dem Leichnam; während die andern in einem Augenblick ihrem Schmerz durch leidenschaftliche Ausrufungen Luft machen, und im andern ohne den geringsten Anschein von Betrübniß lachen,

und von unbedeutenden Dingen reden. Tags darauf wird der Leichnam in ein Grabtuch gewickelt und auf einer Tragbare von sechs Trägern an die Seeküste geschaft. Den Zug führt einer ihrer Priester an, welcher seine schon über den entseelten ausgesprochene Gebete in kurzen Formeln während des Leichenconducts wiederholt. Sind sie endlich am äußersten von der See bespühlten Gestade angelangt, so wird die Leiche niedergesetzt; der Priester fängt seine Gebete von vorne an, und nimmt ein wenig Seewasser und sprengt es gegen den Verstorbenen hin, ohne denselben zu benetzen. Vierzig bis funfzig Yards geht es sodann in Prozeßion mit der Leiche zurück und wieder vorwärts an die Küste. Dieselben Gebete und dasselbe Besprengen. Diese ganze Verfahrungsart wird nach verschiedenen Zeitpuncten wiederholt. Während dieser Ceremonie bauen sie ein Haus und umgeben es mit Schranken. Im Mittelpuncte davon ist eine Bühne errichtet, worauf sie die Todtenbare stellen und so lange stehen lassen, bis die Verwesung von den Knochen das Fleisch abgesondert hat. Ist die Leiche auf

die Art beygesetzt, so werden die Beyleidsbezeugungen und die Trauer erneuert.

Nun versammeln sich die Weiber; die nächsten Anverwandten des Verstorbenen führen sie an die Thüre und schlagen sie mit den Zahn eines großen Seethieres auf den Kopf; das von einem solchen Schlag in Menge herunterströmende Blut sammeln sie sorgfältig auf ein Stückchen Leinwand und legen diese unter den Sarg. Die andern Weiber folgen ihrem Beyspiel, und je nachdem ihr Eifer bald erkaltet, oder der Kummer der Leidtragenden anhält, wird diese Ceremonie von 2 bis 3 Tagen wiederholt. Die bey solchen Veranlassungen vergossene Thränen werden ebenfalls mit Stückchen Tuch aufgefangen und dem Todten als ein Opfer dargebracht. Einige von den jungen Leuten schneiden ihr Haar ab, und geben es zu den andern Todtenopfern unter den Sarg.

Sie seufzen unter keiner diesem Himmelsstrich eigenthümlichen Krankheit. Ihre Beschäftigungen zwecken alle auf Beförderung von Leibesübungen und Bewegung, führen daher immer mehr zur Gesundheit.

Eine an einer unheilbaren Krankheit schmachtende Person würde vor der Bekanntschaft mit uns Europäern eine für sie durchaus fremde Erscheinung gewesen seyn. Eigne Aerzte und Wundärzte, die sich besonders diesen Wissenschaften widmeten, findet man bey ihnen nicht. Doch bin ich selbst öfters ein Zeuge ihrer Erfahrenheit, Wunden der bedenklichsten und gefährlichsten Gattung zu heilen, gewesen; ein unumstößlicher Beweis für ihre Bekanntschaft mit den Kräften und Wirkungen der Balsame, welche ihre Sträuche und Bäume als Extracte im Ueberfluß liefern.

Die ersten Früchte europäischer Versittlichung waren die quälendste, schaamerregende Krankheit. Zum Lohn und zur Erwiederung ihrer Gastfreundschaft ließen ihnen die Europäer einen geheimen Feind zurück, der nagend an der Lebenskraft des größten Theils dieser unschuldigen, harmlosen Eylandsbewohner frißt. Diese Krankheit hat schreckliche Verwüstungen angerichtet. Auch nach ihrer Heilung hatte sie noch eine Entkräftung zur Folge, welcher die Landeseinwohner den Namen: die Brittische Krankheit, bey-

gelegt haben. In diesem Zustande ist der unglückliche Dulder, weil man die fernere Ansteckung und Ausbreitung besorgt, von aller menschlichen Gesellschaft ausgeschlossen, und muß ohne Unterstützung, verlassen von Allen, seinen Tod erwarten. Ein solches Schicksal traf den Eingebohrnen, Omai, welchen Capitain Cook mit nach England genommen hatte. Bey seiner Rückkehr ins Vaterland wuste er sich durch unterhaltende Erzählungen seiner Begebenheiten und Reisen und andre in Europa erlernte Fertigkeiten in die Gunst der meisten schönen Weiber des Eylandes zu setzen, und wurde endlich zwey Jahre nachher ein Opfer dieser Krankheit.

Ihre Kriegsrüstungen sind gar nicht zu verachten; häufig zählen sie 800 - 1000 Canoes; ihre Wurfpfeile sind darin in köcherartigen Rohren aufrecht gestellt.

Die Länge derselben ist verschieden, meistens sind sie vorn mit einem zugespitzten (Seehunds-) Knochen versehen. Die davon gemachten Wunden sind gewöhnlich tödtlich. Große Felsenstücke liegen am Ufer aufgehäuft, wie in Zeughäusern Munition zum groben

Geschütz. Dieß alles giebt in der That ein sehr kriegerisches Ansehen. Ihre Kriege werden auf eine verheerende Art geführt; die siegreiche Parthey giebt kein Quartier, sondern mordet Männer, Weiber und Kinder ohne Unterschied; verwüstet nicht allein ganze Districte, sondern zerstört auch alle Brodfruchtbäume. Dabey benehmen sie sich so: Sie schälen die äussere Rinde rund um den Baum ab, welches sein Absterben nach sich zieht, und auf 4 bis 5 Jahre ist das ganze Land in eine große Wüste verwandelt. Um gegen einen Ueberfall ihrer kriegerischen Nachbarn in gehöriger Bereitschaft zu seyn, müssen die Einwohner von Otahiti beynahe immer unter den Waffen stehen; und diese Unsicherheit stellet das Gemählde ihrer Glückseligkeit ein wenig in Schatten. Bey ihren Treffen stecken sie eine Englische Flagge auf, welche ihnen Capitain Cooke geschenkt hat. Der Gedanke, den der Enthusiasmus für den Geber in allgemeinen Umlauf gesezt hat, sie besitze die geheime Kraft, ihre Feinde muthlos zu machen, und ihr Besitz sey ihnen ein gewisser Bürge ihres Siegs und der feindli-

chen Niederlage, hat ihren sonst kleinen Muth angeflammt, ihr Feuer vermehrt, und einen großen Unternehmungsgeist verbreitet, welcher der Neigung ihrer sonst viel tapfe- rern und kriegerischern Nachbarn, die Ruhe von Otahiti zu stören, eine andere Richtung giebt.

Ihre Friedensunterhandlungen werden auf eine beyspiellose Art abgeschlossen: Die Sieger schicken, um die Besiegten sich ge- neigt zu machen, einige ihrer jüngsten schön- sten Mädchen an sie ab. Ihre schmeichelnde Liebkosungen sind gewöhnlich überzeugender, als die feinste Staatskunst europäischer Ge- schäftsträger, und das Band der Eintracht wird dauernder geknüpft. Ein seltsamer Um- stand soll sich jedoch in einem der Kriege der Otahitier ereignet haben: Sie hatten nem- lich das Unglück, die Bolabolaner (Bewoh- ner der nordwestlichen Freundschaftsinseln, die kriegerischsten unter allen ihren Nach- barn,) als Sieger anerkennen zu müssen. Die Weiber dieses Volks sind von ausseror- dentlicher Schönheit. Zwar fehlt ihnen das sanfte Schmachten der Otahiterinnen; allein ihre

belebten schönen Züge, verbunden mit körperlicher Lebhaftigkeit, machen ihre Gesellschaft sehr wünschenswerth. Die Gaben dieser Schönen waren den trägen Otahitiern zu männlich, als daß sie sich, um einen vertrauten Umgang dieser schönen Fremden zu genießen, aus den liebevollen Umarmungen ihrer eignen schönen Weiber hätten reissen sollen. Jene konnten, wie alle ihre Mitschwestern, die Verachtung ihrer Reize ihnen nie vergeben, und kehrten, von Wuth und Rache entflammt, nach Hause zurück, und die Erneuerung des Krieges, Schreckensscenen mit verdoppelter Wuth, war die Folge davon.

Von Natur ist der Otahitier gesprächig, gut, und zum Erstaunen verbindlich. Ihre Treue ist unverlezlich, wenn wechselseitiges Vertrauen statt findet; es giebt keine Art von Dienstleistung, die sie nicht willig für die verrichteten, welche sie sich zu ihren Freunden erlesen. Freund heißt in ihrer Sprache Tyo. Um diesen ein Vergnügen zu machen, würden sie von dem einen Ende des Eylands zum andern laufen; und haben sie einmal ihre Gefühle gegen einander ausge-

wechselt, so kann keine Rücksicht das einmal geschlungene Band zerreissen. Dieß leidet jedoch eine Ausnahme im Vorfällen, die das andere Geschlecht betreffen. Hier finden die Zeilen des großen Pope:

Men some to business some to plea-
sure take
But every women is at heart a rake.

eine glückliche Anwendung.

Die herrschende Sitte weiht die Jungfrauen in die Mysterien des sinnlichen Vergnügens ein, so daß sie die Ansprüche auf diesen Stand früher verliehren, als die Wirkung der Vernunft die Leidenschaften unter ihre Aufsicht nimmt. Nach ausgestandenem Noviziat sind sie gar nicht karg mit ihren Reizen; sie setzen vielmehr einen Stolz darein, Viele zu beglücken, als Einem treu zu seyn.

Auch schändet diese allgemeine Preißgebung bis zu dem Augenblick nicht, wo sie das Muttergefühl überrascht. Mit der Schwangerschaft tritt die Natur in ihre Rechte; die Mutter sucht einen Beschützer vor ihr Kind; sie verbindet sich näher mit

dem, welchen es seine Entstehung verdankt, und dieser seines Orts empfindet ein Vergnügen, sein Geschöpf zu versorgen und zu beschützen. Daher kommen die seltenen Beyspiele gebrochener ehelichen Treue; denn wo der sonst unerlaubte vertrauliche Umgang unter keiner Einschränkung steht, da giebt es auch keinen Reiz, Leidenschaften zu befriedigen, in deren Genuß sich schon ein abgestumpftes Gefühl einmischt. Diese reizenden Mädchen haben keinen so schönen Teint, als ihre Nachbarinnen, die Ulietianerinnen, sondern sind rein olivenfarbige Brünetten, eine Farbe, die ich dem schönsten Weiß und Roth vorziehe, da jene nicht, wie diese, unter den Einwürkungen der Zeit und Umstände steht. Ihre Augen sind feurig und voll Ausdruck, ohne daß ihnen deswegen das schmelzende Schmachten fehlt; ihre Zähne vollkommen regelmäßig, und wetteifern an Weiße mit dem reinsten Elfenbein.

Ich bin geneigt, zu glauben, daß man nicht ganz gerecht gegen die Eingebohrnen der Freundschaftsinseln verfahren, als man sie

B S B
MÜNCHEN

mit der Neigung zum Diebstahl in Beschreibungen brandmarkte, und daß der ihnen so verschwenderisch beygelegte Tadel wegen dieses Lasters bey genauer Untersuchung als unverdient wegfällt.

Wir wollen einmal den Fall unterstellen, daß eine Menge Abentheurer an der Küste eines civilisirten Landes landet, ihre Schutzwehre niederreißet, ihre Früchte einsammlet, sich ihres Viehes bemächtiget, kurz, mitnimmt, was ihnen gefällt. Würde es wohl in dieser Lage den Einwohnern, beym gänzlichen Mangel an Kräften und Gewalt, die sie ihren Verwüstungen entgegen setzen könnten, zum Verbrechen gemacht werden können, jedes Mittel, das der Zufall ihnen darbietet, zu ergreiffen, ihren Unterdrückern den Aufenthalt zu verbittern? Gewiß nicht! Soll aber der Tadel streng seyn, so muß er den Theil treffen, der zuerst das Beyspiel gab. Das Resultat aller meiner hierüber angestellten Beobachtungen fiel dahin aus, daß die ihnen vorgeworfene Neigung zum Rauben sich selten unter ihnen selbst äußert. Ich würde mich stolz fühlen, eben das zur Ehre des Christenthums und der

Versittlichung von meinem Vaterland sagen zu können.

Das Benehmen der Eingebohrnen einige Tage nach unsrer Rückkehr, ihre unaufhörlichen Erkundigungen nach dem Schicksal des Capitains und der andern Schiffsgesellschaft, war für uns äußerst beunruhigend; es sey nun, daß sie die verschiedenen Berichte gegen einander verglichen hatten, (denn es war bey aller gebrauchten Vorsicht nicht möglich, zu vermeiden, daß eine solche erdachtete Erzählung mit ganz gleichen Umständen wiederholt worden wäre,) oder daß sie sich mit Hülfe der Weiber, die es vielleicht schon Liebhabern in dem Augenblick der süßen Vereinigung schmeichelnd entlockt, in den Besitz unsers Geheimnisses gesezt hatten; kurz, ich fieng an, uns nicht mehr für sicher zu halten. Ein schuldbeflecktes Gewissen erschreckt ein bloßer Verdacht. Ihre Aufführung schien mir zweydeutig, und meine Angst stieg so weit, daß ich besorgte, sie würden unser Schiff wegnehmen. Diese Beobachtung theilte sich der ganzen Gesellschaft mit. Es wurde daher beschlossen,

ein so wachsames Auge, wie ehemals, zu haben. Nicht lange, so fanden wir unsern Verdacht ungegründet, und daß die Eingebohrnen auf nichts weniger dachten, als uns Beleidigung zuzufügen. Bald verschwanden nun unsre Besorgnisse, und oft war unser Schiff nur der Sorge von 3 bis 4 Mann anvertrauet, während die übrigen sich bey der Heivas belustigten, und sich allen Genüssen dieses irdischen Paradieses überließen.

Vierter Brief.

Von dem Augenblick, wo es mir glückte, mich des Schiffs zu bemächtigen, lagen viel weit aussehendere Plane in meiner Seele, als mein Leben in otahitischer Trägheit hinzuschleppen.

Sorgfältig verhehlte ich es meinen Kameraden, von denen verschiedene in die Familien der Häupter eingeheyrathet hatten, bis ich bemerkte, daß die Vergnügungen dieses Eylandes, die Liebkosungen der Schönen viel von ihren ersten Reizen verlohren, und die Sättigung ihre erste Erscheinung machte. Nach und nach wuste ich ihnen die Ankunft des Capitain Bligh in Botany-Bay wahrscheinlich zu machen, und daß Gouverneur Philipp, falls sich dort Kriegsschiffe vorfänden, uns unmittelbar aufsuchen lassen würde; daß, sobald die Nachricht unsers Aufstandes nach Hause käme, eine Fregatte abgeschickt werde, auf uns Jagd zu machen. Bald bemerkte ich, daß die ihnen

eingeflößten Besorgnisse ihre Wirkung nicht verfehlten, und von Tag zu Tag in ihren Seelen tiefere Wurzeln schlugen. Kurze Zeit darauf bat mich der größte Theil von ihnen, einen Plan zu unsrer künftigen Sicherheit zu entwerfen, mit der Versicherung, sie wollten sich meiner Leitung unbedingt überlassen. Sie fügten noch die dringende Bitte an mich hinzu; das Schiff wieder unter meine Befehle zu nehmen; wohin ich nur steuern würde, damit wollten sie zufrieden seyn.

Ich erwiederte ihnen, ich sey bereit, meine Kräfte zu ihrem Dienst zu widmen, und meine geringen Fähigkeiten anzuwenden, um sie nicht nur von der drohenden Gefahr: aufgebracht, und nach England geschleppt zu werden, zu befreyen; sondern ich zweifele auch gar nicht an der Möglichkeit, einen Plan vorzuzeichnen, der alle Nachforschungen ohnfehlbar vereiteln, und sie ihrem Vaterlande wiederschenken sollte. Allein da viele, wie sie wüsten, nicht geneigt wären, das Eyland zu verlassen, so könnte ich nicht ohne Gefahr in das Detail dieses Plans eingehen, damit nicht etwa die Zurückgelassenen, falls sie eng-

lischen Kreuzern in die Hände fallen sollten, diesen zu einem Leitfaden dienen mögten, uns zu entdecken, und uns so mit sich ins Verderben zu ziehen. Sie bekräftigten mir darauf wiederholt den Entschluß, Glück und Unglück mit mir zu theilen, und gelobten mir mit feyerlichem Ernst denselben Gehorsam und Unterwürfigkeit, als wenn ich von der Großbrittannischen Admiralität ihnen zum wirklichen Schiffscapitain gesezt worden wäre.

Jezt befanden sie sich in der Stimmung, worinn ich sie lange zu seyn heimlich gewünscht hatte. Noch ein oder zwey Officiere waren übrig. Bey einer von weitem gemachten Ausforschung fand ich sie so wenig geneigt, ihre Bekanntschaften unter den Schönen aufzugeben, daß sich mir die Besorgniß aufdrängte, ihr Beyspiel würde unter dem Schiffsvolk so viel Nachahmer finden, daß mir nicht so viel Leute übrig blieben, als zur Führung des Schiffs nöthig waren. Hätte ich mich zum Befehlshaber aufgeworfen, oder die Gewalt, die sie mir freywillig übertrugen, angenommen, so wäre auch, aller Wahr-

scheinlichkeit nach, jene Furcht durch den Erfolg gerechtfertigt worden.

Wenig Tage nach dieser Entdeckung hatte ich günstige Gelegenheit, die Stimmen über den Vorschlag zu sammeln. Da fand sich denn, daß mehr als die Hälfte sich bestimmt hatten, in Otahiti zurück zu bleiben; doch hatten sie auch denen, die das Schiff besetzen und absegeln wollten, nichts entgegen zu setzen, da sie auf keine Weise Neigung bezeigten, ihren Aufenthalt verändern. Ich war ein wenig unangenehm überrascht, mich überstimmt zu sehen. Wiewol die uns zugefallene Mannschaft zu schwach war, um damit ein Schiff zu einer solchen Weite, als ich mir vorgenommen, zu bemannen, so mochte ich doch, sobald ich mich ganz auf sie verlassen konnte, die nöthigen Reiseanstalten.

Wir schleppten nun die Schiffsrüstung ans Land, welche sehr wenig Schaden gelitten, und stellten ohngefähr in einer Woche mit einem halben Dutzend Schiffsgesellen, welche uns, ohngeachtet ihrer Wahl, zurück zu bleiben, doch Beystand leisteten, alles wieder her; versahen uns mit Vorräthen von

Wasser, Lebensmitteln, Vegetabilien und Früchten, so viel wir aufbewahren konnten, und stiegen an der Bounty am Bord.

Mit Einschluß meiner selbst, bestand meine Schiffsmannschaft nur aus 10 Mann, in Begleitung ihrer Geliebten und noch 4 anderer jungen Mädchen, Schwestern von jenen, welche sich nicht bereden ließen, zurück zu bleiben. Man kann leicht denken, daß so viele Weiber in einem Schiff für den Capitain keine angenehme Sache seyn könne. Allein es stand mir weiter keine Wahl frey, als sie mitzunehmen, oder zu bleiben, wo wir waren. Bey meinem festen Entschluß, das Eyland auf jedem Fall zu verlassen, glaubte ich, hätte ich in die Versuchung gerathen können, den ganzen weiblichen Stamm mitzunehmen, ehe ich meine Plane geopfert hätte.

Unsere Schiffsgesellen sagten mir ein freundlich Lebewohl. Ich trennte mich ungern von ihnen, weil ich fürchtete, ihre gegenwärtige Ruhe würde von kurzer Dauer seyn. Da eine einzige Fregatte mehr als hinlänglich war, das ganze Eyland zu unterjochen, und die vereinten Kräfte der Eingebohr-

nen zu ihrer Vertheidigung nicht hinreichten, konnten sie also auch auf diese Hülfe keine sichere Rechnung machen. Ihre Rettung gehörte also, auf den Fall, daß ein Schiff uns nachzusetzen abgesegelt wäre, unter die Reihe der Unmöglichkeiten. Ich gab vor, in der Hoffnung ein Eyland anzutreffen, welches der Entdeckung der Europäer entgangen sey, nordwärts steuern zu wollen.

Nun erfolgte eine rührende Scene zwischen unsern Begleiterinnen und ihren Verwandten und Freunden; eins beweinte das andere, als ob sie schon wirklich gestorben wären; sie entkleideten einander, und brachten sich am Kopf mit Muscheln Wunden bey, woraus das Blut auf ihre Schultern herabfloß. Wir beruhigten sie durch das Versprechen baldiger Wiederkehr, und da der Kummer keine tiefen Eindrücke in den Herzen dieser Insulaner zurück läßt, so war auch in wenig Tagen jede Spur dieser regen Abschiedsscene vertilgt.

Wir liefen mit günstigem Wind aus, und verlohren vor Sonnenuntergang noch das Eyland aus dem Gesicht. Wir fuhren

vor Emeo vorbey, eine Insel, die von Otoo's Anverwandten beherrscht wird. Am folgenden Tag zu Mittag sahen wir Huaheine an unsrer Seite; da ich aber in der Nachbarschaft von Otahiti keine Zeit verliehren wollte, so faßte ich den Entschluß, keine der Freundschaftsinseln auf dieser Fahrt zu berühren. Wir sezten unsern Lauf nordwärts fort, steuerten aber ganz nahe längst den Ufern der verschiedenen Eyländer hin, damit die Eingebohrnen uns gewahr werden mußten, und unsre Verfolger, im Fall der Nachfrage, auf einen falschen Weg leiten sollten. Die Ufer wimmelten von Eingebohrnen, ja verschiedene Canoes stießen vom Land; allein der widrige Wind vereitelte alle ihre Bemühung, sich dem Schiff zu nähern. Wir sezten beständig unsere Fahrt fort, fuhren bey der westlichen Seite von Bolabola vorbey, und entdeckten dann das Eyland Maruah. Jezt war unser Zweck erreicht; die Insulaner glaubten uns nordwärts gegen die Sandwichsinseln zu; wir richteten also nun unsern Lauf nach Südwest, als uns zugleich mit Palmerstons Eyland ein Ca-

noe, acht oder neun Meilen in der See, ins Auge fiel. Bey unsrer Annäherung konnten wir bemerken, daß sie uns Zeichen gaben, die ihren hülfsbedürftigen Zustand ausdrücken sollten. Wir trieben gegen sie hin, und waren ihnen in weniger als einer halben Stunde zur Seite. Wir fanden vier Männer und einen Knaben darinn, welche Hunger und Anstrengung bald aufgerieben hatten. Als wir sie mit Seilen an der Schiffsseite heraufzogen, weil die Ermattung ihnen nicht erlaubte, ohne diese Hülfe den Bord des Schiffes zu erreichen, mahlte sich in ihren Zügen eine Mischung von Zweifel, Freude und Furcht; allein der Anblick ihrer Nachbarinnen auf dem Verdeck, deren Sprache sie verstanden, und welche die strengen Forderungen des Hungers befriedigten, lösete jene Mischung in gränzenloses Entzücken auf. Diesem war ihr Dank angemessen und entsprechend. Ihre Brust hob sich höher bey der Hoffnung, Verwandte und Freunde wieder umarmen zu können, und die Thränen der Dankbarkeit, welche schweigend an ihren ausgehungerten Wangen herabrollten, ga-

den ihren abgezehrten Gesichtern frischen Glanz und neues Intresse.

Sie erzählten uns, sie seyen Bewohner von Terrea, (eine Insel, die südwärts an Palmerston's Eyland liegt), vor ohngefähr vier Tagen wären sie abgefahren, um ein kleines Eyland zu besuchen, welches von ihrer Insel aus zu sehen wäre; allein der widrige starke Wind habe ihnen nicht erlaubt, es vor Einbruch der Nacht zu erreichen, der Sturmwind habe sich vermehrt, ihr angestrengtes Rudern habe wenig geholfen, und ehe der Morgen angebrochen, hätten sie beyde Eylande aus dem Gesicht verlohren; so wären sie, ohne sonst Land zu sehen, umher getrieben worden. Kurz vorher, ehe sie uns in die Hände gefallen, hätten sie die vor ihnen liegenden Inseln entdeckt; da der Wind davon her gekommen, hätten sie schon verzweifelt, sie zu erreichen. In dem Augenblick, wo sie unter Elend, Hunger und Anstrengung zu erliegen geglaubt, hätten sie uns erblickt, denen sie ihre Rettung verdankten.

Wir hatten die Segel aufgezogen, als wir plözlich einen starken Stoß fühlten, welcher

einen unglaublichen Schrecken im Schiffe verbreitete, weil wir befürchteten, an einen verborgenen Felsenriff angefahren zu seyn. Diese Furcht verschwand jedoch sogleich, da das Schiff seine gewöhnliche Richtung behielte.

Ich gieng hinunter, und fand, daß des Schiffes Vordertheil viel Wasser schöpfe, und bey näherer Untersuchung ergab sich, daß ein Felsstück die rechte Seite des Schiffbords, ohngefähr drey Striche unter der Wasserlinie, durchbohrt hatte, wovon ein Stück zwischen dem Holz hängen geblieben war. Aller Wahrscheinlichkeit nach rettete uns dieser glückliche Umstand von gänzlicher Vernichtung.

Wir segelten sogleich auf das Land zu, und warfen in ohngefähr zwey Stunden die Anker. Alle Hände waren in Bewegung, den Schaden zu heilen. Wir schafften so viel Last, als möglich, auf die linke Seite des Schiffs, und brachten dadurch den Leck über das Wasser. Zu unsrem Erstaunen fanden wir ein Felsstück, von mehr denn 4 Fuß Länge und 3 Fuß 6 Zoll Breite, so fest eingeklemmt, daß wir es mit aller Anstrengung und der Hülfe unsers Schiffsgeräths kaum wieder herausbrin-

gen konnten. Es wog beynahe eine halbe Tonne.

Wir machten noch vor der Nacht die erforderlichen Sicherheitsanstalten, damit der Wind keinen Schaden zufügen konnte, und am nächsten Morgen sezten wir alles in vorigen Stand. Einige der Landeseinwohner kamen zu uns heran; allein die Unbequemlichkeit des Ankerplatzes, welchen auf beyden Seiten Felsenklippen einschlossen, machte unsere Lage höchst unsicher, und ließ uns darauf denken, so bald, wie möglich, den Anker zu lichten. In der Nacht bemerkten wir, daß die Segelstangen, welche wir bey der Reparatur losgebunden hatten, fort waren, und dem Ufer zuschwammen. Dieß kostete uns einen ganzen Tag, der dazu angewendet wurde, sie wieder aufzufangen, und wir mußten, so unangenehm es auch für uns war, noch eine Nacht hier zubringen.

Nachdem wir unsrer Segelstangen größtentheils habhaft geworden, giengen wir unter Segel, und richteten unsern Lauf nach Terrea, dem Wohnort unsrer neuen Reisegefährden.

Wir fanden dieses Eyland von 24 bis 32 S. Breite und 196° Länge. Wir fuhren an der westlichen Seite längst der Küste hin, welche uns einen reizenden Anblick gewährte. Hier theilte die Natur selbst, ohne alle Einwürkung und Verfälschung der Kunst, ihr großes weitumfassendes Reich in schöne Pflanzungen, stattliche Wälder und ausgedehnte Ebenen mit unvergänglichem Grün bedeckt, ab; bewundernswerth contrastiren die erhabenen Krümmungen der Gebirge, und vollenden die überraschende Wirkung des Ganzen. Nachdem wir 3 bis 4 Meilen längst der Küste gesegelt waren, öfnete sich uns eine tiefe Bucht. Nach den Nachrichten, die uns Tzereatti (ein naher Verwandter des Königs von Terrea, Aratoah, einer, und zwar der erste, von den erretteten Eyländern,) davon mittheilte, soll sie sehr angenehm seyn. Gegen Sonnenuntergang kamen wir zu einem Ankerplaz von 22 Faden Tiefe, 18) zwischen 2 bis 3 Meilen vom Ufer. Wir hatten unsre Segel eingezogen

18) Faden, ein Längemaas aus 6 Fuß, oder 3 Ellen bestehend. W.

zogen und die Boote heruntergelassen, eh' sich ein einzelner Eingebohrner sehen ließ. Da wir vorher beym Umsegeln des Eylands eine Menge am Ufer hatten laufen sehen, so befremdete es uns sehr; wir machten uns daher fertig, ihnen einen Besuch abzustatten; allein als wir das Boot herunter ließen, wurden wir sie in beynah 20 Canoen gewahr, deren sie sich im Kriege bedienen. Wir fragten daher Tzereatti, was wohl ihre Absicht seyn dürfte? Dieser war der Meinung: seine Landsleute wären durch die ihnen fremde Erscheinung eines Schiffs erschreckt worden, und führen izt an uns an, um zu recognosciren; daß sie, wenn ein Angriff mit überlegenen Kräften zu besorgen scheine, ein Zeichen ans Ufer geben würden, um sich durch ihre ganze Flotte, welche sich auf 700 bis 800 Canoen beliefe, verstärken zu lassen; sie würden aber, sobald sie sich auf eine Weite genähert, in der sie ihn sehen und sprechen könnten, unsere Freunde werden, und alles, was das Eyland vermöchte, unsern Befehlen preiß geben.

Sie näherten sich uns ohne Ordnung bis auf eine Viertelmeile, dann lag der erste stille, und wartete, bis die hintern herbey-kamen; endlich bildeten sie einen halben Mond, und ruderten bis auf ohngefehr 50 Yards vor; nach gepflogener Berathung ruderte ein kleiner Canoe voraus, die übrigen behielten ihren Standpunkt. Der recognoscirende Canoe machte die Runde ums Schiff, beschrieb aber einen ziemlich weiten Kreis. Wir gaben ihm mit Zeichen zu verstehen, er sollte an Bord kommen, allein sie waren außerordentlich schüchtern, bis sie Tzereatti gewahr wurden; sogleich schlossen sie sich an unser Schiff an, aber an Bord zu kommen waren sie durchaus nicht zu bereden. Nach einer kurzen Unterredung kehrten sie wieder zur Flotte zurück, und in wenig Augenblicken war auch diese in Bewegung. Ich erklärte Tzereattin, daß ich auf einmal nur 2 bis 3 Canoen an die Schiffs-seite kommen lassen dürfe. Er rufte seinen Landsleuten dies Gesetz schon von weitem zu, worauf zwey Canoen zu uns kamen. Sie stiegen ohne die geringste Zeichen von Furcht am Bord. Der Augenblick des Wiedersehns

zeugte von Liebe und Zartgefühl. Obgleich dieses Volk vorher nie ein Schiff gesehen hatte; so verrieth es doch nicht so viel Erstaunen und Verwunderung, wie die meisten benachbarten Landeseinwohner. Unsere Otahitischen Mädchen zogen am meisten ihre Aufmerksamkeit auf sich. Sie waren ihnen ganz fremd, die Sprachen abgerechnet, welche sich so nahe verwandt sind, daß sie einander leicht verstehen konnten, welches auch zu unsrer baldigen guten Bekanntschaft etwas beytrug.

Die Abgesandten, so darf ich sie wohl nennen, waren vier ihrer Anführer; einer davon war Tzereatti's Bruder, welcher kaum den ihm geleisteten Dienst erfuhr, als er auch seine Dankbarkeit in den lebhaftesten Ausdrücken bezeigte. In Zeit von einer Viertelstunde wandte sich die ganze Flotte und ruderte ans Ufer, um ihren König Aratoah Rapport abzustatten.

Dieser Schritt sezte uns in Erstaunen, worinn wir jedoch nicht lange gelassen wurden; denn nicht in ganz 2 Stunden kam Tzereatti in Begleitung zweyer Canoen zurück.

Ihre Ladung bestand aus vier großen Schweinen, zwey Ziegen, verschiedenen Vögeln nach Art unserer Tauben, und einer Menge Früchte. Sein Weib, zwey Töchter von ohngefehr 14 Jahren und ein kleiner Junge folgten ihn an Bord unsers Schiffs. Ihre Züge waren regelmäßiger und ihre Gestalt hatte schönere Formen als unsre Otahiterinnen; doch waren diese nicht so dunkler Farbe. Diese Familie gab uns alle denkbare Merkmale ihrer Liebe und Dankbarkeit. Sie luden uns ein, ans Ufer zu kommen und dem König Gelegenheit zu geben, die Errettung seines Heerführers und Anverwandten zu belohnen. Wir behielten sie bis am Morgen bei uns am Bord, bewafneten und bemannten sodann ein Boot, und begleiteten sie ans Ufer. Eine unzählbare Menge von Eingebohrnen hatten sich zu unserm Empfang bey der Landung versammlet. Sie führten uns drey Meilen ins Land hinein, in die Hauptstadt des Aratoah. Wir fanden diesen König in dem Vorhof auf einer Art von Thron, ohngefehr anderthalb Fuß vom Boden erhöht, sitzend. Seine Wache, ohngefehr 100 Mann stark,

bildete einen halben Cirkel um den Thron, und ihre Waffen bestanden aus einem kurzen Speer. Bey unserm Eintritt erhob er sich mit Anstand und Würde, und gieng uns mit einem vesten Schritt entgegen. Er reichte mir seine Hand, und drückte seine Freundschaft für uns auf die wärmste Art aus: sodann führte er mich in seine Wohnung, welche aus drey großen Zimmern bestand, wovon das äußerste zum Audienzzimmer, das mittelste zum Eßsaal und das ganz innerste zum Schlafgemach dient. Es wurde eine verschwenderische Mahlzeit aufgetragen. Die Gerichte bestanden aus Schweinen- und Ziegenfleisch, Fischen, Vögeln nach otahitischer Manier, theils gebraten, theils gesotten; welche wir uns samt der Brodfrucht trefflich schmecken ließen; nach Tische beurlaubten wir uns sogleich, der Sitte gemäß, und ließen Sr. Majestät ihre Mittagsruhe halten.

Als wir zu unserm Boot zurückkamen, fanden wir es, so viel es immer einnehmen konnte, mit Lebensmitteln beladen — ein Geschenk vom König Aratoah. — Man gab uns zugleich dabei zu verstehen, der morgende Tag

würde uns die Ehre eines königlichen Besuchs eintragen. Tzereatti begab sich mit uns an Bord, und brachte die Nacht in meiner Hangmatte zu, ein Lager, welches ihm viele Freude verursachte.

Ob er gleich eine sehr schöne Frau zur Gattin hatte; so bemerkte ich doch, daß die Otahiterinnen seine lüsternen Blicke auf sich gezogen hatten. Er lud sie zu einem Heiva ans Ufer, welcher zur Feyer seiner Wiederkehr und zu Ehren seiner guten Freunde, wie sie uns nannten, veranstaltet worden war. Diese Feyerlichkeiten sollten mit der Rückkunft des Königs vom Schiff ihren Anfang nehmen.

Kurz vor Mittag kam ein langer Zug von Canoen aufs Schiff zugerudert; in dem ersten saß Aratoah und seine zwey Söhne, wovon der älteste 12 Jahre alt, der andere einige Jahre jünger war; in dem zweyten die Königin Odeanah und ihre Tochter, ein junges reizendes Geschöpf von 16 Jahren; duftende Blumenkränze waren ihr Schmuck; der dritte hatte verschiedene Körbe mit schon zubereiteten Fleischspeisen zur Ladung; die übrigen umzingelten das Schiff. Nachdem wir unsere

königlichen Gäste überall herumgeführt hatten, sezten wir uns an die auf dem Verdeck zubereitete Tafel. Odeanah und ihre Tochter belustigten sich mit unsern Otahiterinnen, und aßen zusammen in der Cajüte, da es ihre Sitte mit sich bringt, das gemeinschaftliche Essen mit uns Männern zu vermeiden. Alles, was König Aratoah nur sah, machte ihn Freude. Vorzüglich hielt er sich bey den Kanonen auf, und wollte gern ihren Gebrauch kennen lernen. Ich ließ daher eine laden, gab ihm die Lunte, und zeigte ihm, wie er sie abfeuern müßte. Der Knall verbreitete Schrecken unter die zurückgebliebenen Canoen und sezte sie augenblicklich in Bewegung; auch unsere Gesellschaft am Bord war nicht weniger in Unruhe. Aratoah fiel zur Erde nieder, als wenn ihm ein elektrischer Schlag getroffen hätte. Er brauchte einige Minuten, um sich zu überzeugen, daß er keinen Stoß erlitten. Während der Zeit lösete sich das dumpfe Gemurmel in den Canoen in ein lautes Geschrey auf, welches, wie wir musten, ein Schlachtruf war; schon sezten sie sich in Bereitschaft, an Bord zu steigen, weil sie uns in

Verdacht hatten, Gewalt an ihrem König gebraucht zu haben. Als aber dieser den Schiffsgang vorgieng, und ihnen mit der Hand Ruhe zuwinkte, nahmen sie wieder ihren vorigen Stand ein. Der König bath mich hierauf sehr dringend, noch eine Kanone abzufeuern, da wollte er sich daneben stellen, um die Wirkung recht genau beobachten zu können. Er untersuchte Pulver und Kugel sehr genau, und beym zweyten und drittenmal Losbrennen wich er nicht ein Haar breit. Nicht so leicht war es, unsern weiblichen Besuch mit diesen Werkzeugen der Verwüstung auszusöhnen.

Gleich nach aufgehobener Tafel gab Tzereatti den königlichen Canoen ein Zeichen. Ich genoß die Ehre, meinen Platz in dem ersten Canoe angewiesen zu erhalten und dem König Gesellschaft zu leisten. Zeniani und ihre Schwester Etianna folgten der Königin und ihrer Tochter in ein Canoe. Die übrigen theilten sich in unsere Boote. Kaum waren wir am Ufer, so führte man uns in einen herrlichen Hain von Pomeranzenbäumen, dessen Inneres ihren Spielen geweiht

war. Sogleich nahm der Tanz seinen Anfang, und mit diesen der Wettstreit der Terreanerinnen und Otahiterinnen. Tzereatti sorgte für die Erhaltung der Ordnung, indem er das Amt eines Ceremonienmeisters versah. Ich gieng sehr früh weg, und ließ Zeniani und ihre Schwester bey Odeanah zurück. Beyde waren, wie die meisten unsrer Weiber, von ihrer neuen Bekanntschaft entzückt.

Wir verlängerten unsern Aufenthalt auf beynahe einen Monat, und nahmen und gaben der königlichen Familie Besuche. Ich stellte endlich meinen Kameraden vor, daß wir hier so gut als in Otahiti einer Entdekkung ausgesezt wären, und ich daher den Vorschlag thun wollte, dies Eyland auch zu verlassen; jedoch beruhe die allgemeine Wohlfahrt und Sicherheit auf vollkommene Uebereinstimmung, daher würde ich keinen Schritt für mich thun, ohne denselben zum Gegenstand der allgemeinen Berathung gemacht zu haben; ich hätte den Wankelmuth unsrer Otahitischen Freundinnen und ihren Widerwillen bemerkt, den sie gegen den Gedanken, Terrea

zu verlassen, wahrscheinlich äußern würden; ich hätte zwar gar nichts dagegen, wenn jeder die Seinige mitnehmen wollte; allein die für die gemeine Sache daraus entspringende Schwierigkeiten müßten sich auch jedem Beobachter aufdrängen; ich meines Orts trüge kein Bedenken, Zeniani zurückzulassen, sobald sie die geringste Neigung dazu bezeigen würde, ob sie mir gleich so werth sey, als jedem von ihnen die Seinige; ich schloß darauf damit, daß ich jedem anempfahl, ihre Gebieterinnen auszuforschen, wie sie über die Abreise von Terrea dächten.

Die Schwere meiner Gründe wog die ohnehin leichten Eindrücke der Zuneigung auf, und von den 14 Mädchen, die wir von Otahiti mitgebracht, blieben uns bey der Erklärung unserer baldigen Abreise 4 übrig, welche bereit waren, uns zu folgen. Tzereatti, welcher sich meine Sultanin geneigt zu machen gewust, versprach, nach Otahiti zu fahren, und so viele dahin zu bringen, als Lust dazu bezeigten. Er wußte sie zu überzeugen, unsre Rückkehr würde, wenn sie jemals statt habe, sich noch lange verziehen.

Sein Anerbieten und der Reiz der Neuheit beförderten unsern heißen Wunsch, aus den silbernen Fesseln der Liebe erlöset zu werden, welche die Sättigung drückend machte.

Als wir dem König Aratoah unsre Absicht eröfneten, Terrea zu verlassen, versicherte er uns: er bedaure es recht sehr; tröste sich aber mit der Hofnung unsrer baldigen Wiederkunft; er sendete uns dann noch Erfrischungen aller Arten, die nur sein Land hervorbrachte, an Bord. In Begleitung der Königin Odeanah und seiner schönen Tochter Zeriska kam er noch einmal, um Abschied von uns zu nehmen. Thränen zitterten ihm in den Augen, als wir die Anker aufwanden, und beym Lebewohl beschenkte er mich noch mit seinem Speer, den er in der Schlacht geführt hatte. Odeanah und ihrer schönen Tochter Gaben bestanden in den gewähltesten Früchten von einem würzhaften Geschmack.

Das Schiff war früher gewendet, als unser königlicher Besuch wieder herausgestiegen war. Die Abschiedsszene war eine Wiederholung von der, als wir Otahiti verließen. Ueberhaupt sind die Sitten und Gebräuche,

welche in diesen Eylanden herrschen, einander so ähnlich, daß man sich mit einer Schilderung derselben begnügen kann.

Ein günstiger Wind schwellte unsere Segel. Wir fuhren ostwärts und erblickten den folgenden Tag bey Sonnenuntergang Land, welches meinen Muthmaßungen zufolge das Eyland Toobooi seyn mußte. In der Nacht kürzten wir unsere Segel, und der anbrechende Tag fand uns ringsum von Land umgeben. Da wir ganz leicht segelten, so konnten sich einige Eingebohrne auf Schußweite uns nähern; allein ein heftiger Stoßwind nöthigte sie, das Ufer zu suchen. Wir richteten also ununterbrochen unsern Lauf ostwärts fort, da frische Bekanntschaften in diesem Welttheil nicht in meinem Plan lagen. Sie schienen ein starkes gutgebautes Volk, jedoch viel schwärzer, als die Otahiter. Unter den vier Mädchen, welche ihre Reise mit uns fortsezten, hatte mich Etianna schon während der Zeit, als ihre Schwester noch am Bord war, ihrer Aufmerksamkeit werth gefunden. Sie ließ sich auch von ihrer Schwester nicht überreden, bey ihr zurück zu

bleiben, so sehr auch jene beym Abschied darauf bestand. Sie war schön, doch in einer andern Gattung, wie Zeniani. Diese war männlich, feurig und belebt. Jene war von mittlerer Größe, vollkommen regulairen Zügen, und hatte ein so sanftes schmelzendes Auge, das seine Zauberkraft an dem nie verfehlte, der ihr hinein sah. Sie können leicht denken, daß ich mich nicht schüchtern zurückzog, sondern den mir gegebenen Vorzug erwiederte und geltend zu machen suchte. Die mit ihr hingebrachte Zeit blüht mir stets in angenehmer Rückerinnerung. Auch zwey Terreaner ließen sich einfallen, sich heimlich am Bord aufzuhalten, und kamen erst den folgenden Tag zum Vorschein. Unsre Gesellschaft bestand also nun mit Einschluß der Weiber und des mit Tzereatti erretteten Knabens, welcher mir ihn geschenkt hatte, aus 16 Personen.

Ein frischer Wind aus W. N. W. zwang uns, still zu liegen, da wir auf O. S. und O. S. O. gegen die Insel Juan Fernandez zusteuern wollten, wo wir nach meiner Ueberlegung sicher vor allen Verfolgun-

gen waren, und Freyheit und Muße, unsre Plane auf die Zukunft zu ordnen, hatten. Der Wind drehte sich nur ein wenig, bis wir 260 östlicher Länge, und nach der Beobachtung des Maridians 31. 12 südlicher Breite waren. Da verwandelte er sich plötzlich in O. und O. S. O., welchen wir gerade zu unsrer Richtung nöthig hatten. Endlich stieg er zu einem heftigen Sturm, welcher 24 Stunden wüthete, bis nach und nach die See sich wieder besänftigte. Unsre eingebohrnen Männer und Weiber lagen betäubt von Schrecken, da ein Sturm ihnen etwas ganz ungewöhnliches war.

Wenn man die Benennung: das stille Meer auf den Raum zwischen den Wendezirkel beschränkt, so ist der Name der Eigenschaft sehr anpassend; allein auf das ganze Meer in seiner Ausdehnung leidet er keine schickliche Anwendung, denn selbst an seinen Gränzen ist es so reich an Stürmen, wie das nördliche Atlantische Meer, oder irgend ein anderes. Es ergiebt sich aus diesen Beobachtungen die Hypothese, daß die ersten Schiffahrer ihre Reisen im Sommer ge-

macht, wo diese See besonders rein und glatt ist, und daraus geschlossen haben: sie biete zu allen Zeiten eine solche ungerunzelte heitere Oberfläche dar; die Heftigkeit der Winterstürme verändert aber die Szene so wesentlich, daß diejenigen, welche diese See das stille Meer tauften, ein wenig zu vorschnell urtheilten.

Widrige Winde trieben ihr Spiel 5 Wochen mit uns, ehe wir das Eyland entdeckten. Gegen Sonnenuntergang standen wir davor; fanden uns aber am Morgen soweit südwärts von einem Seestrom geführt, daß uns Massa Fuero, von den Spaniern klein Juan Fernandez genannt, umgab. Da zeigte sich ohngefehr eine Meile weit eine Bucht, auf die wir zusteuerten und ein Boot ausschickten, einen schicklichen Ankerplaz aufzusuchen. Bald kehrte dieses mit der Nachricht zurück, daß es einen ganz guten Plaz von 16 Faden Tiefe aufgefunden habe.

Wir legten uns auch dort ohngefehr eine Viertelmeile vom Strand vor Anker. Ich gieng in der Hofnung ans Ufer, eine bequeme Stelle aufzufinden, wo wir frisches

Wasser hätten einnehmen können, und auch um uns mit frischen Lebensmitteln zu versehen. Zwey otahitische Hunde waren unser ganzer Rest; diese hatte man bis izt aufgespart, um meiner Neigung gegen diese Thiere ein Opfer zu bringen. Ihre Erhaltung belohnte sich reichlich; denn ob es gleich eine Menge Ziegen auf dieser Insel gab, so würden wir doch wenige habhaft geworden seyn, da sie zu scheu waren, um einen Menschen auf Schußweite heran zu lassen, wenn nicht mein Typoo und Wouski täglich etliche zugejagt hätten.

Diese Insel ist voller Berge, deren Gipfel sich in den Wolken verstecken. Der Boden ist unregelmäßig; schönes Grün schmückt die Thäler, welche mit Bäumen besäet sind, deren abwechselndes Laub die reizende Landschaft erhöht.

Wir konnten keine Spur von Einwohnern entdecken. Schifffahrer kehren, wie ich glaube, auch selten hier ein, sondern ziehen die benachbarte Insel Juan Fernandez wegen ihres guten Hafens und der Sicherheit, mit

welcher die Schiffe in demselben vor Anker gehen können, vor.

Das Gestade von Masa-Fuero ist ausserordentlich steil, und das Wasser von 40 bis 50 Faden Tiefe, welches einer Landung große Schwierigkeiten entgegen sezt, zumal da die geringste Bewegung der See ungeheure Wellen ans Ufer wirft. Wir trafen hier Brassen (Cyprinus Brama Linn.), Seeaale (congrus) und eine Gattung von Fischen, die viel Aehnlichkeit mit unsern Karpfen haben, abgerechnet, daß jene größer und wohlschmeckender sind, im Ueberfluß; wir fingen auch eine Menge Seekrebse, welche für eine leckere Speise gehalten werden.

Dieser Meeresstrich wird zuweilen auch von Hayfischen besucht. Einer unsrer Leute entgieng kaum beym Baden der Gefräßigkeit eines dieser gierigen Bewohner der Tiefe. In dem Augenblick, als er das Boot erreicht hatte, fuhr das Unthier mit seinen fürchterlichen Rachen in die Höhe, seine Beute zu erhaschen. Der Kammerad des Matrosen hatte die Bewegung des Ungeheuers beob-

achtet, und warf ihn den Haaken, womit das Boot bevestigt wird, hinein. Dem angreiffenden Theil hätte dieß mehr Schaden bringen können, als dem Hay, bey welchem dieser Wurf wenig sichtbare Wirkung hervorbrachte; er schnappte seine Zähne mit solcher Heftigkeit zusammen, daß das Tau, woran der Bootshaaken bevestiget war, ab, und den Matrosen über Bord riß. Es kostete Mühe, ihn der Wuth seines gereizten Gegners zu entreissen und in Sicherheit zu bringen.

Wir trafen auch den häßlichen ungestalteten Hundshay (Squalus canicula Linn.) an, welcher das kleine Fischgeschlecht aufreibt, und öfters uns am Fischfang hinderte. An diesem Fisch ist nicht die geringste Aehnlichkeit weder mit dem Thier zu finden, von welchem sein Name hergeleitet worden, noch mit irgend einem andern vierfüssigen Thier; es ist daher eine schwere Aufgabe, von der Veranlassung dieser Benennung Rechenschaft zu geben. Der Körper ist mehr rund, und statt Schuppen mit einer harten Schaale bedeckt, derer sich Tischler, Kästchenmacher und andre Mechaniker zum Holzglätten bedienen

Sein Rücken ist dunkelaschfarbig; der Unterleib weiß und glatt; die Augen mit doppelten Häutchen bedeckt; das Maul mit zwey Reihen kleinen Zähnen bewaffnet. Auf seinem Rücken hat er zwey Floßfedern, vor welchen noch zwey scharfzugespizte Stacheln sich erheben; seine Jungen bringt er lebendig zur Welt; ausgewachsen wiegt einer zum öftern über 20 Pfund.

Aus den Seelöwen, von welchen diese Ufer wimmeln, könnte eine unermeßliche Menge Oel gewonnen werden. Da ihr Balg, wenn sie sich bewegen, von der Menge angehäuften Specks in ihren ungeheuren Körpern, aussieht, als wäre er mit Oel getränkt, so haben sie die Spanier Oelthiere genennt. Obgleich dies ganze Geschlecht Oel liefert, so steht doch die Ausbeute der einzelnen in keinem Verhältniß. Einer von den Terranern, Adajah, warf einem solchen Seelöwen seinen Wurfspies in den Wanst, welcher sofort untertauchte; allein kaum färbte das Blut aus der Wunde die See, als Thiere andrer Gattung ihn anfielen, und

in kurzer Zeit aufzehrten. Wiewohl in andern Beyspielen die Verwundeten desselben Geschlechts ebenfalls auf den Grund fuhren, so brachte doch ihr Blut nicht dieselbe Wirkung auf andre derselben Art hervor; noch hatte man die Erfahrung gemacht, daß sie ihr eigner Stamm angefallen hätte. Den Sommer hindurch halten sie sich beständig in der See auf; mit Anfang des Winters gehen sie ans Ufer, wo sie sich fortpflanzen und ihre Jungen zur Welt bringen; gemeiniglich werfen sie zwey, welche sie mit ihrer Milch säugen. Das grüne Ufer dient ihnen zum Weideplatz, und die schlammigsten Orte, die sie nur finden können, zur Schlafstätte. Sie wälzen sich, nach Art unsrer Schweine, an solchen Stellen. Sie sind von Natur schläferig, und immer in einer Art von Betäubung, weswegen die Männchen Wache halten, und sich dabey ablösen. Ihre Posten sind in der gehörigen Entfernung von einander, ohngefähr 100 Yards, vor der Heerde ausgestellt, daß es schwer fällt, sie schlummernd zu überraschen. Ihre Unbehülflichkeit brachte doch einigen den Tod, wovon Herz und Zunge ge-

nießbar war. Ihr Fett giebt, geschmolzen, vortreffliches Oel, womit bey einen sichern Hafen ein beträchtlicher Handel angelegt werden könnte.

Die Unbeständigkeit des Wetters und die Unsicherheit der Rhede, in welcher wir vor Anker lagen, bestimmte uns zur Fortsetzung unsers Wegs nach der Insel Juan Fernandez, wozu uns noch die unangenehme Erscheinung des Scorbuts mehr Beweggründe gab. Mit Tagesanbruch giengen wir daher unter einem Südsüdwestwind unter Segel, und erblickten noch vor Sonnenuntergang das vorgesteckte Ziel; die Entfernung war jedoch zu groß, um den Hafen dieselbe Nacht noch erreichen zu können; wir zogen daher bis gegen Mitternacht unsere Segel zum Theil ein, und lagen dann ganz stille bis am folgenden Morgen; wie groß war unser Erstaunen, uns zu weit ostwärts zu sehen; der uns noch weiter mit sich fortreissende Strom ließ uns befürchten, wir würden zum zweytenmal die Insel verfehlen, zumal da unsre ganze Mannschaft so geschwächt war, daß die ganze Kraftanstrengung kaum zureichte, dem Schiff die

gehörige Richtung zu geben. Gegen Mittag wandte sich der Strom, und Schlag 6 Uhr giengen wir in der sichern Cumberlandsrhede vor Anker, die ohngefähr eines Schiffseils Länge vom Ufer entfernt ist.

Die Furcht, uns entdeckt zu sehen, verschwand gänzlich. Mit der grösten Heiterkeit legten wir Hand an die Errichtung der Zelte, welche wir zur Wiederherstellung unsrer vom Scorbut zerrütteten Gesundheit bedurften.

Wir wählten zu diesem Endzweck eine reizende Fläche. Eine kleine Reihe von Hügeln, welche sich wieder an einen dichten Myrthenhain anlehnten, schützte uns gegen den Südwind. Zwey Quellen des reinsten süssesten Wassers rieselten von den Hügeln herab, schlossen uns in einen Halbzirkel, und bildeten ein kleines Amphitheater. In wenig Tagen hatten wir 3 Zelte errichtet, und all unser Kochgeschirr ans Land geschafft; es blieb nur ein Mann auf dem Schiff zurück, um zu verhüten, daß dieses sich nicht vom Anker riß, welcher allemal um den andern Tag abgelöset wurde.

In weniger als 10 Tagen hatte uns allen die gesunde Landluft und der Genuß des wohlschmeckenden frischen Ziegenfleisches und frischer Vegetabilien unsre Gesundheit wieder geschenkt. Hier muß ich eines Umstands gedenken, dessen Ereigniß uns beynah alle weitere Reisen versperrt, und uns so lang an diese Insel gefesselt hätte, bis spanische Kreuzer, oder, was noch schlimmer, eine englische Fregatte, bevor sie unsre Verfolgung aufgegeben, uns einen Zuspruch abgestattet und zu Gefangenen gemacht haben würde. Eines Morgens, bey Tages Anbruch, sah ich zu meiner grösten Bestürzung ein Wehen am Flaggenmast, und unmittelbar darauf das Schiff auf der See treibend. Vier von uns, die gerade bey der Hand waren, warfen sich in das Boot, und stießen ab; unter diesen befand auch ich mich. Die See gieng sehr hoch, und eine Welle brach sich mit solcher Heftigkeit, (glücklicher Weise ehe wir 100 Yards gegen das Schiff zu waren,) an unserm Boot, daß es augenblicklich umfiel, und wir der Barmherzigkeit der Wogen überlassen waren. Die meisten von uns konnten

gut schwimmen, und dieß half uns auch mit einiger Mühe und Anstrengung ans Ufer. Da vermißten wir erst einen unsrer Gefährden, dessen Leichnam wir von den zurückkehrenden Wellen ausgeworfen zu sehen, die traurige Gewißheit hatten. Endlich erblickten wir ihn doch wieder beynah in derselben Entfernung, wo das Boot umgeworfen worden, wie es schien, ganz kraftlos und erschöpft. Bey diesem Anblick stürzte sich Adajah mit der grösten Unerschrockenheit in die Wellen, und erreichte den Unglücklichen, als er eben sinken wollte.

Während der Zeit versammelten sich unsre übrigen Leute, und ließen einen kleinen Canoe ins Wasser. Zwey sprangen hinein, und ruderten mit der grösten Schnelligkeit dem Tereaner zu Hülfe, welcher die gröste Anstrengung nöthig hatte, um seine Last ober der Wasserfläche zu halten. Der Canoe war so schmal, daß er zuversichtlich umgefallen wäre, wenn er diese beyden eingenommen hätte; deswegen hielt sich Adajah blos mit einer Hand recht vest an das Ende eines ihm zugeworfenen Taues, und ließ sich so ans Ufer ziehen.

Unsre Aufmerksamkeit richtete sich wieder auf das Schiff, welches sich vom Bugankertau losgerissen hatte, und nur noch an dem großen Anker lag; die stark vom Lande wehende Luft ließ auch befürchten, daß es sich davon losmachen würde, und dann war es für uns verlohren, da die zwey am Bord befindlichen Matrosen das Schiff nicht regieren konnten; glücklicher Weise waren es gerade gute Seemänner, die ihren Dienst verstanden. In dem Augenblick, wo das Schiff sich von dem kleinen Anker losriß, drehten sie auch das Ankertau, wodurch der Stoß, welcher den großen Anker getroffen hatte, viel von seiner Gewalt verlohr; und zu unsrer nicht geringen Zufriedenheit sahen wir es mit ohngefähr zwey Kabeltauen wieder zu Stand bringen.

Da sich der Wind mit Sonnenuntergang legte, nahm ich unser von den Wellen ans Ufer gespülte Boot, und fuhr mit dem größten Theil der Mannschaft ans Schiff. Wir hoben das Kabeltau, und bekamen, nachdem wir uns wol eine Stunde lang mit Wegräumung des Meergrases beschäftigt hatten, unsern kleinen Buganker wieder. Des andern

Morgens in der Frühe brachten wir das Schiff wieder in seine alte Stelle, und legten es an denselben kleinen Buganker. Zur Verhütung eines ähnlichen Vorfalls brauchten wir sogenannte Ankerwächter. 19)

Wir brachten auf dieser Insel unser Leben äußerst angenehm zu; allein der bey allen so überwiegende Wunsch nach Gesellschaft verbitterte jeden Genuß. Es hatte eine große Berathschlagung statt, die eine weitere Bestimmung unseres Reiseplans bezweckte. Meine Kammeraden, ein oder zwey ausgenommen, hegten nur einen Wunsch, und kein Zwist noch böser Wille schlug unter ihnen Wurzel; alle Fragen, die die allgemeine Wohlfarth betrafen, beantwortete die Schiffsequipage

19) Buoy; niederf. Boy; franz. bouée, boye; span. boya, bezeichnet in der Technologie der Schifffahrer ein Stück Holz, Kork, oder wie in diesem Zusammenhang eine Tonne, welche mittelst eines an einem Seil befindlichen, auf den Grund herabgelassenen Gewichts auf dem Wasser schwimmend erhalten wird, gefährliche Stellen, den Ort des Ankers rc anzudeuten; mit einem Wort: Ankerwächter.

einmüthig, und nicht selten fanden sich unsre besten Maasregeln als Resultate der undurchdachten Stimmen der unbesonnensten unter uns.

Zahllos folgten die Projecte auf einander, und immer machte das lezte davon einem neuern Platz, dessen Ausführung noch besser und leichter schien. Es dauerte beynah eine Woche, ehe wir auf etwas treffen konnten, was uns geeignet schien, unsrer verworrenen hülflosen Lage abzuhelfen.

Ermüdet vom Vorschlagen und Verwerfen so vieler Entwürfe, übertrugen sie mir abermals einstimmig die Leitung ihrer künftigen Bestimmung, mit der Versicherung, jeder Plan, den ich ihnen vorzeichnen würde, habe schon im Voraus ihren Beyfall und Genehmigung.

In Gemäßheit dieses Versprechens theilte ich ihnen die Bemerkung mit, wie nahe wir uns an dem vesten Land von Südamerika befänden; und daß wir aus der Eröffnung eines Handels mit den Indianern auf der Küste von Chili, so viel Gold, (in dessen Besitz sie wären, und den Spaniern, mit denen sie in ei-

nen offenen Krieg verwickelt wären, gewiß nicht zuwenden würden,) ziehen könnten, als wir zu einem angenehmen Leben in Europa nöthig haben würden. Die Vorsicht, fuhr ich fort, scheint uns einen Handelsgegenstand in der Menge Kabbliau, die wir hier fangen, angezeigt zu haben. Sie stehen an Güte den in Neufundland gefangenen nicht nach; wir haben zwey Personen, die bey diesem Fischfang aufgezogen wurden, und das Trocknen und Einsalzen verstehen, und der Absatz an dieser Küste ist wohl gar keinem Zweifel unterworfen.

Man nahm meine hingeworfenen Ideen eifrig auf, und legte Hand an die Ausführung, und während ein Theil sich Mühe gab, Kabbliau zu fangen, bereitete der andre Gestelle, um sie darauf einsalzen und trocknen zu können. Unsre Bemühungen waren mit einem so guten Erfolg gekrönt, daß wir in Zeit von 14 Tagen eine ziemliche Schiffsladung zusammen brachten.

Während der gröste Theil die obenerzählte Beschäftigung hatte, untersuchten zwey oder drey von uns die Schiffsrüstung, und bes-

serten sie aus, wo es nöthig war. Auch diese Arbeit gieng schnell von statten, denn die Gold- und Silbermärkte in Chili und Peru hatten so vesten Besitz von unsrer Einbildungskraft genommen, daß jedes der Ausführung unsers Entwurfs entgegenstehende Hinderniß mit rastloser Thätigkeit überwunden ward.

Fünfter Brief.

So leicht auch mein Vorschlag Eingang gefunden, so viele Schwierigkeiten thürmten sich gegen den glücklichen Ausgang auf, die ich mir selbst nicht verhehlen konnte. Es schreckten mich bey reiferer Ueberlegung Gefahren, die mir bey dem ersten Gedanken entgangen waren, also auch nicht bey meiner Rechnung in Anschlag gebracht wurden. Die starken Westwinde erschwerten die Landung; jeder sonst unbedeutende Sturmwind bringt die See hier zum Braußen, welche einen so ungeheuren Flächeninhalt hat. (Dieser unermeßliche Wasserkörper von keinem Land, die kleine Zungenspitze des südlichen Neuhollands und die Insel Neuseeland abgerechnet, unterbrochen, hält eine Länge von 200 Grad). Diese Umstände machen, zusammen gehalten, die Küsten von Chili äußerst gefährlich. Fremde vorzüglich entgehen selten, wenn sie auch die Wuth der Elemente verschont, der Eifersucht der Spanier, welche alle, die das Un-

glück haben, in ihre Hände zu fallen, in die Goldbergwerke in der Nachbarschaft von St. Jago stecken.

Wir waren zu schwach, um es mit der spanischen Küstenwache aufzunehmen, welche längst dem Ufer ausgestellt ist, um den Schleichhandel und Einführung solcher Waaren zu verhüten, die unter die Benennung des geschlossenen Handels gehören, welcher bis dahin in der grösten Ausdehnung getrieben wird. Durch diese Anstalten wollen sie diesen vernichten. Wären wir einem dieser Fahrzeuge begegnet, so wäre uns keine Wahl frey geblieben, als es entweder zu nehmen, oder uns gefaßt zu machen, aufgebracht, und für den Rest unsrer Tage in die Goldmienen geschleppt zu werden.

Auf der andern Seite war unsre Lage noch mißlicher; ausgeschlossen von allen Orten, welche Engländer besuchen, stand uns von allen den Welttheilen nur das spanische Amerika offen, um der Rache der so sehr beleidigten Gerechtigkeit zu entgehen. Die Furcht vor der Strafe und die Wahrscheinlichkeit, die Spanier dürften unserm Vorge-

ben, als habe uns die Noth hieher getrieben, Glauben beymessen, und uns so erlauben, zur Ausbesserung unsers Schiffs in einigen ihrer Häfen einzulaufen, überwand alle Schrecken der Winde und Küstenwache, und bestimmte uns, den Entwurf meines Plans näher zu verfolgen.

Nachdem wir unsre gehörige Ladung Stockfische, nebst andern frischen Lebensmitteln, so viel es nur immer der Raum erlaubte, eingenommen hatten, brachen wir unsre Zelte ab, schafften unser Kochgeschirr am Bort, und liesen des folgenden Morgens mit Tages Anbruch und einem günstigen Westnordwest aus; sobald wir aber das hohe Meer erreicht hatten, führte uns ein starker Ostsüdost seitwärts, so daß wir erst mit dem dritten Tag die Insel aus dem Gesicht verlohren; gegen Abend wich der Wind von der geraden Linie ab, und alles verkündigte einen nahen Sturm. Der Luftkreis trübte sich zu, und verdunkelte sich endlich ganz, hier und da am Wolkenhimmel ungleiche Oefnungen, durch welche der innere Himmel zornig her-

vor-

vorblickte, leichte Regenwolken folgten einander in verschiedenen Richtungen. Mit eingezogenen Topsegeln erwarteten wir geduldig den Orkan; zu unsrer größten Zufriedenheit sahen wir uns in der furchtbaren Erwartung getäuscht. Der Wind blieb bis gegen Mitternacht unbeständig; wo er sich in einen günstigen W. N. W. auflösete, welcher uns am folgenden Morgen die hohen südamerikanischen Gebirge in einer Entfernung von 15 bis 16 Seemeilen zeigte.

Ich rufte nun die ganze Schiffsequipage herbey, zeigte ihnen das vor uns liegende Land, und theilte ihnen meine Besorgniß, von den Spaniern aus der empfänglichen Insel (Conception) vor Abend ausgespäht zu werden, wenn wir unsern Lauf fortsetzen wollten. Ich überließ es ihrer eignen Prüfung, ob es nicht besser seyn dürfte, längst dem Ufer in einer solchen Entfernung zu kreuzen, daß Entdeckung unmöglich wäre, und wir die Hofnung hätten, eines der nach Balderia segelnden, oder von dorther kommenden Kauffartheyschiffe zu begegnen, um Nach-

richten von dem Aufenthalt der Küstenwache einzuziehen, und das Benehmen der Spanier in diesem Meer gegen Fremde zu erfahren.

Nachdem mein Vorschlag allgemein gebilligt und durchgegangen war, hielten wir uns am Tage unter ganz leichten Segeln gegen S. O.; gegen Abend aber fanden wir, daß die Meerströme zu sehr gegen Osten zogen, und wir dem Land zu nahe kamen, drehten also das Schiff und steuerten gegen N. W. Die Nacht hindurch hatten wir einige kleine Regenschauer mit abwechselndem Donner und Blitz; als wir abermals aufs Land zuliefen, verschwand das Gewitter mit der Morgendämmerung.

So vergieng eine ganze Woche, ohne daß wir ein Segel sahen, noch vom Wind und Wetter litten. Die Geduld vergieng mit den Stunden, und unsere Leute murmelten sich die Wahrscheinlichkeit ins Ohr, daß wir wohl zu weit entfernt wären, um denen Küstenfahrzeugen zu begegnen, zwischen Conception und Balderia sey kein von der Küstenwache besuchter Hafen, und alles streite für die Möglichkeit, einen Ankerplatz zu fin-

den, in welchem wir uns so lange verbergen könnten, bis wir die gehörigen Erkundigungen eingezogen hätten. Diese Meinung ward so allgemein, daß sie mich bestimmte, ihr beyzutreten, alle Segel aufzuspannen, um noch vor Einbruch der Nacht das Ufer zu erreichen.

Nach den Beobachtungen des Meridians waren wir 37. 46 südlich. Das vor uns liegende Land hielten wir für die Insel Mocha, (beynah der Mittelpunkt zwischen St. Mark und Balderia) ohngefehr 3 Seemeilen vom Meer abliegend. Bey Sonnenuntergang waren wir von Land eingeschlossen, dessen Küste wir sehr flach fanden. Die Nacht überraschte uns an der westlichen Seite, nach einem Ankerplatz kreuzend, der nicht so leicht zu entdecken war, als der auf der östlichen Seite. Ohne unsern Zweck erreicht zu haben, waren wir genöthigt, die Nacht wieder unter Segel zu gehen.

Die Elemente, deren Gunst wir uns so lange zu erfreuen hatten, gaben uns izt einen schrecklichen Anblick. Einige zuckende Blitze, die das Gebrüll des Donners zum

Gefolge hatten, brachten alle Hände aufs Verdeck; allein der Sturmwind ließ uns keine Zeit, die Topsegel einzunehmen; man ließ die Segelstangen fallen; allein schon war das ganze Tau- und Segelwerk aus der Beschlagleine (Clew) 20) gerissen, in weniger als 5 Minuten war das vorderste und Haupttopsegel von der Segelstange abgedreht; der Haupttopmast folgte ihnen bald über die Seite nach.

Glücklicherweise für uns hatte sich der Sturm mit einem Südost angefangen. Aus Furcht, der Wind möchte sich westwärts drehen, trieben wir immer vor ihn, und waren bey Tagesanbruch ohngefehr 20 Seemeilen verschlagen. Zwey Tage wüthete der Wind ununterbrochen fort; am dritten hellte sich der uns einhüllende dicke Nebel auf einmal auf, und wir erblickten zu unserm nicht geringen Mißvergnügen und Erstaunen gerade vor uns in einer nicht 2 Seemeilen weiten Entfernung Land. Wir bemerkten nun bald,

20) Clew, auf Schiffen eines der untern Ecken, in welcher die Segel eingerefft werden mit Hülfe der Beschlagleine.

daß wir in eine tiefe Bucht eingelaufen waren, weil wir das von S. W. nach N. W. vorstehende Land auf beyden Seiten genau unterscheiden konnten. Unsre Lage war außerordentlich gefährlich. Ob sich gleich die Wuth des Windes gemäßiget hatte, so trieb uns doch die hohe See an das felsigte, dem Anschein nach unwirthbare Ufer, welches zu vermeiden die Anstrengung aller unsrer Kräfte erforderte. Wir besserten unser Schiff unmittelbar, richteten ein Stück von dem Topgallantmast als Nothmast auf; fanden glücklicherweise den vordern Topmast unbeschädigt, welchen wir auch mit einem neuen Topsegel versahen und in die Höhe brachten. Gegen Mittag beobachteten wir die Breite, und fanden sie 38. 45. Südlich. Der Wind hatte sich unterdessen gelegt und in eine angenehme Seeluft von Süden her verwandelt. Wir verdoppelten unsern Lauf gegen das nordwärts vor uns liegende Land; auf einmal erblickten wir eine Felsenkette, wovon einige über anderthalb Seemeilen vom Ufer in die See ragten. Wir hemmten sogleich unsern Lauf, um sie recht weit zu umfahren. Drey See-

meilen westwärts sahen wir einen schmalen Strich Land. Kaum hatten wir die Felsen hinter uns, als wir die Segel spannten, um zwischen demselben und der Insel, welche ohngefehr anderthalb Meilen lang zu seyn schien, durchzufahren; einige Felsenriffe ragten an der nördlichen Seite aus der Wasserfläche hervor, an einem derselben hiengen die Trümmer eines gestrandeten Schiffs. Während wir überlegten, ob wir uns nähern sollten, sahen wir den Blitz eines Flintenschusses, den Schall verschlang der Wind.

Der Anblick dieser Unglücklichen machte sogleich den Entschluß in mir rege, ihnen nach unsern Kräften beyzustehen; wir legten daher unsre Segel ein, warfen das Senkbley aus, und da wir Tiefe genug um die Gegend des Felsenriffes fanden, fuhren wir dahin ab. Als wir dem Wrak naher kamen, unterschieden wir drey Menschen in einer Spalte des rauhen Felsens zusammengedrängt. In einer geringen Entfernung lagen die Mastbäume des gestrandeten Schiffs. Die Brandung gieng so hoch, daß jeder Augenblick Verzug eine Welle befürchten ließ,

die sie mit herunterreißen und verschlingen konnte.

Ich ließ sogleich das Boot herunter, und nach vieler Anstrengung glückte es mir, diese Elenden zu retten. Als sie an Bord traten, ergab sich, daß einer von ihnen ein Mann von Bedeutung war, welcher von Conception ausgeschickt wurde, um die an dem Strom Imperial erbauten Vestungen zu untersuchen, und auf seiner Rückreise im lezten Sturm hier gestrandet war. Zwey Tage lang war er hier festgesessen, ehe er wieder das Schiff regieren und sich losmachen konnte. Sie hatten die Boote heruntergelassen, so wie sie gescheitert waren; allein es sprangen so viele hinein, daß zwey auf die Seite sanken und das dritte mit seiner ganzen Ladung an einem Felsenriff untergieng.

Die vortheilhaftesten Umstände vereinigten sich, um den großen Dienst, welchen wir Don Henrico, so hieß dieser edle Spanier, zu leisten das Glück hatten, zu unsem Heil zu benutzen. Wir gewannen einen mächtigen Beschützer und Gönner in der bedrängten Lage, worinnen wir kurz vorher schmachteten.

Die Nachricht von seinem Ansehn und Einfluß machte die Erdichtung eines glaubwürdigen Vorwands unsers Hierseyns nöthig. Ich vertraute ihm, zufolge dieses Plans, wir wären auf eine Entdeckungsreise ausgefahren; der Capitain und ein Theil der Mannschaft sey in einem Gefecht gefallen, in welches wir mit den Inselbewohnern verwickelt worden wären, und eine Reihe von Stürmen und schlimmem Wetter habe uns zu weit ostwärts nach Juan Fernandez verschlagen, da die wenigen Hände nicht zugereicht hätten, das Schiff gehörig zu regieren; unsere Bemühung, durch die Magellanische Meerenge nach Hause zu segeln, habe uns der lezte Sturm vereitelt, und an ihre Küste geworfen.

Diese Erdichtung fand bey Don Henrico leichten Eingang. Er verhieß uns, wenn wir ihn an der wenig Seemeilen entfernten Conception ans Land setzen wollten, für unser Schiff seinen weitumfassenden Schutz, und eine unsern Diensten entsprechende Belohnung. Wir zeigten ihm unsre freudige Bereitwilligkeit, seinen unsern wärmsten Wünschen so anpassenden Vorschlag anzunehmen

drehten das Schiff und steuerten O. N. Ostwärts; am folgenden Morgen waren wir schon an der Mündung des Hafens; ein dicker Nebel, welche an dieser Küste sehr gewöhnlich sind, und unbekannt mit der Gegend, wo wir waren, verhinderte uns, in den Hafen einzulaufen, von dem uns ungeheure Felsenmassen abschreckten. Wir hielten uns also ruhig, und erwarteten, daß der Nebel verschwinden würde; allein gegen Mittag drehte sich der Wind plötzlich gegen Westen, und trieb uns schnell ans Ufer, ohngeachtet wir mit allen Kräften dargegen strebten; um 4 Uhr fuhren wir an der westlichen Seite des Hafens auf einen Felsen. Der Stoß war so erschütternd, daß wir uns nicht aufrecht erhalten konnten. Das Wasser stürzte so unaufhaltsam durch den Leck, daß wir nicht Zeit hatten, das Boot auszuwerfen, und in weniger als zehn Minuten gieng das Schiff zu Grund. Ich war ein ziemlich guter Schwimmer. Sobald ich mich wieder erholt hatte, sah ich in der Entfernung einiger Yards ein Gatter des Schiffsverdecks schwimmen; ich erreichte es unmittelbar darauf, und ließ mich

alsdann darauf gegen den Hafen zu treiben. Die ganze Nacht brachte ich in dieser gefährlichen Lage zu; mit anbrechendem Tag entdeckte ich zu meiner grösten Freude ein Boot, welches auf mich zuruderte. Kälte und Anstrengung hatten mich so erschöpft, daß ich mich kaum bis zu ihrer Ankunft halten konnte. Kaum war ich ins Boot aufgenommen, als ich leblos, ohne Bewegung, in einem Zustand der Unfühlbarkeit niederstürzte.

Als ich meine Augen wieder dem Licht öfnete, fand ich mich noch in meinen nassen Kleidern in dem Winkel eines elenden Lochs auf ein schmuziges Strohlager gestreckt; eine rauhe Pferddecke über mich ausgebreitet. Im äußern Zimmer ließen sich verschiedene Stimmen hören, die ich sogleich für Spanier nahm. Ich verstand gerade genug von dieser Sprache, um zu vernehmen, daß sie sich zankten. Auf einmal näherte sich eine junge Mulattin meinem Lager, und lief sogleich auf die Zeichen, die ich ihr, weil mir meine Schwachheit das Reden nicht erlaubte, gab, aus der Kammer, und kam in wenig Minuten mit ihrer Mutter zurück. Dieser gab ich zu verstehen, mein

Wunsch bestehe in trockenen Kleidern und Trinken, da mir das viele eingeschluckte Seewasser einen unerträglichen Durst verursachte. Sie gab mir etwas Paraguaythee. Ohngefähr eine halbe Stunde hernach kam ihr Mann nach Hause, gab mir ein trocknes Hemd und Kleider, und breitete ein grobes Leinen über mein Stroh.

Die Anstrengung, welche mich das Umkleiden gekostet hatte, übermannte meine schwachen Kräfte. Sie bothen mir Essen an, welches ich aber nicht annehmen konnte. Gegen Abend wüthete ein Fieber in mir, welches mich bald ganz sinnlos machte.

Drey Tage ohngefähr blieb ich, einige Zwischenräume abgerechnet, in diesem schrecklichen Zustand. Endlich verlohr das Fieber seine Macht, und verließ mich in der bejammernswerthesten Lage. Das gute Weib und ihre Tochter waren menschlich, und widmeten mir die gröste Aufmerksamkeit. Sie gaben mir eine Art von S a g o, mit etwas Wein vermischt, und so bald nur mein Magen stärker ward, kochten sie mir einen Vogel, dessen Brühe sehr schmackhaft und nährend war,

auch das Fleisch war nicht ungenießbar, denn so wie die Krankheit mich verließ, kam mein Appetit zurück; allein sie theilten mir die Speisen sehr sparsam zu, damit ich nicht mehr essen sollte, als ich zu verdauen Kraft hätte. Nichts desto weniger nahm ich in wenig Tagen wieder so an Kräften zu, daß ich, mit Hülfe eines Stocks, im Zimmer herumgehen konnte.

Ich erfuhr, daß ich, nächst der Vorsehung, meine Errettung der Menschlichkeit eines Mulatten und seines Sohnes zu verdanken hatte, welche der Fischfang ernährte. Nachdem sie mich schon in ihr Bot genommen hatten, hielten sie mich anfangs für tod, und waren im Begriff, mich über Bord zu werfen; sie fiengen an, mich zu dem Ende zu entkleiden; ein schwacher Seufzer, der meiner Brust entschlüpfte, änderte ihren Entschluß dahin ab, mich in ihre Hütte aufzunehmen, wo ich die gastfreundschaftliche Behandlung fand, die ich oben beschrieben habe. Das unglückliche Schicksal meiner zärtlichgeliebten Etianna so wohl, als meiner Kameraden, bestürmten meine Seele, und verhinderte so meine Genesung.

Meine eigne Lage, ohne einen mächtigen Beschützer; meine gescheiterten Hofnungen auf Don Henrico, drängten mir das Gefühl der Hülflosigkeit recht lebhaft auf. Doch trug endlich meine gute Natur im Kampfe mit Melancholy und körperlichen Leiden den Sieg davon. In sechs Wochen war ich vollkommen hergestellt, ohne mich jedoch in die Stadt zu wagen, in welcher man mich leicht als Spion hätte aufheben können. In der That lief Jeronimo und seine Familie große Gefahr, daß sie einen Fremden der spanischen Eifersucht verbargen, welche sonst, wenn sie keinen Paß vom Vicekönig in Peru, oder dessen Officieren, in diesen Inseln vorzeigen können, unmittelbar in die Bergwerke gesteckt werden. Ich hatte am allerwenigsten Anspruch auf Milde und Nachsicht, weil die Geschichte meines Schiffbruchs leicht auf den Gedanken von Contrebande leiten konnte.

Ich hatte nun auch ein wenig Spanisch plaudern gelernt, welches ich dazu anwandte, in meinen Hauswirth zu dringen, er möchte doch Erkundigung einziehen, ob einer oder der andre von meiner Schiffsgesellschaft gerettet

worden sey; ich erzählte ihm dabey die Aufnahme des Don Henrico an Bord, und daß derselbe zugleich mit uns gestrandet. Er hatte von diesem Edelmann gehört, doch sey er nicht in dieser Insel, sondern in St. Jago, ein Mann von Gewicht. Mein armer Wirth war selbst nicht gut unterichtet; ich bat ihn daher recht angelegentlich, sich in der Stadt näher nach ihn zu erkundigen. Dieses Auftrags entledigte er sich sogleich mit der grösten Bereitwilligkeit; auch war seine Bemühung mit so gutem Erfolg gekrönt, daß er gegen Abend Nachricht von Don Henrico brachte, welche folgende einzelne Umstände in sich enthielt: "Er habe einen Mulatten von St. "Jago, einen alten Bekannten, angetroffen, "welcher den Don Henrico sehr gut kenne. "Dieser habe ihm gesagt, Don Henrico sey "schon einige Monate abwesend, werde aber "von dem Präsidenten und seiner Familie, "deren naher Verwandter er sey, täglich zu"rück erwartet, und jener habe bis zu seiner "Rückkehr die Vollziehung der ehelichen Ver"bindung seiner ältesten Tochter mit einem "Grand d'Espagne aufgeschoben."

Jeronymo setzte seine Erkundigungen fort, erzählte aber im Laufe derselben ganz unwillkührlich auch meine Geschichte vom Schiffbruch einem Häscher. Dieser bekräftigte die Wahrheit des alten Sprichworts: In keiner Erzählung verliehrt die Geschichte. In seinem Bericht an den Statthalter wuste er dessen Neugierde so zu spannen, daß dieser Befehl gab, mich und Jeronymo's Familie in Gewahrsam zu bringen, und sodann am folgenden Tage ihm vorzustellen. Kaum hatte der ehrliche Fischer seine Erzählung beendigt, als auch schon die ausübende Gewalt der Gerechtigkeit die Hütte umzingelt hielt, und uns, ihre Bewohner, in das allgemeine Gefängniß schleppten.

Ich wurde von meinen Mitgefangenen getrennt, und in einen dunkeln Kerker gesteckt. Mein grimmiger Cerberus würdigte mich nicht eines Worts, sondern bevestigte die Thür des Gefängnisses mit einem großen eisernen Riegel. Das Knarren der rostigen Schlösser, der helle Klang der Riegel erfüllte mich mit Grauen, und ein eiskalter Schauder durchlief meinen ganzen Körper, und

meine Seele war in einem Zustand, den nur gleiches Gefühl, aber keine Feder, wieder geben kann. Den grösten Theil der Nacht gieng ich in meinem Kerker auf und nieder; von tausend unangenehmen Gedanken, die an meinem Erinnerungsvermögen vorbeyzogen, ermüdet und verwirrt, warf ich mich endlich auf den Strohhaufen, der so manchem meiner Vorgänger im Elend zum Lager gedient hatte. Mein Schlummer war ununterbrochen, und, ohngeachtet der Schrecknisse, die mich umgaben, weckte mich erst der Kerkermeister, mit der Nachricht: „die Wache des Statthalters warte auf mich, um mich zu Sr. Hoheit zu bringen, ich sollte ihm daher sogleich folgen", aus meinem ruhigen Schlaf. In Gemäßheit dieser Ankündigung wurde ich den Schooskindern der Justiz übergeben, die mich unter Bedeckung einer Reihe Musquetiere zu ihrem Herrn und Meister führten. In einem sehr hohen Tone begann das Verhör mit der Frage nach meinem Paß; nach deren Verneinung der Befehl folgte, eine treue Erzählung von mir und meinen Ver-

richtungen in dem Gebiete Sr. Allerkatholischen Majestät zu liefern. Er sezte noch die Warnung hinzu: mich um so mehr vor Doppelzüngigkeit zu hüthen, indem mein Leben von meiner Wahrheitsliebe abhinge.

Ich erzählte ihm nun beynahe dieselbe Geschichte, wie vormals Don Henrico. Ich kam nun zu dem Theil derselben, welcher die Errettung dieses Spaniers begreift. Kaum hatte ich seinen Namen ausgesprochen, als mich der Statthalter unterbrach. Alle gegenwärtige Personen mußten abtreten, weil, wie er sagte, wichtige Staatsgründe es nicht erlaubten, seine fernern Fragen im Beyseyn von Zeugen an mich zu richten. Ton und Züge des Statthalters hatten eine auffallende Veränderung erlitten. Er legte izt in den Wunsch, eine Beschreibung der von mir geretteten Person zu erhalten, eine ihm vorher ungewöhnliche Sanftmuth. Meine Schilderung hob ihm jeden Zweifel, daß der von mir gerettete Schiffbrüchige und Don Henrico nicht ein- und derselbe seyn sollte. Als ich auf den Zeitpunkt war, wo die Bounty strandete, und hernach

untersank, behielt er wohl seinen äußern, ernsten, gedankenvollen Anstrich, aber eine innere Zufriedenheit schimmerte verrätherisch hindurch. Nachdem er mir wiederholt die Frage vorgelegt: Ob sich sonst noch jemand gerettet? und meine Antworten ihn vom Gegentheil überzeugt hatten, zog er die Klingel, und übergab mich der Wachsamkeit des hereintretenden Officiers, empfahl ihm die möglichst gelinde Behandlung, und überließ ihm die Einschränkung meiner Freyheit, mit der Ankündigung, er müsse ihm für mich verantwortlich seyn.

Diese unerwartete günstige Wendung meines Schicksals befremdete und überraschte Signor Gospard, so hieß der Beamte, dessen Besorgung ich übergeben wurde. Mein Erstaunen war nicht geringer, da ich gar keinen Faden in meinem Verhör entdecken konnte, welcher mich bis zur plötzlichen Sinnesänderung des Corrigidore gegen mich führen konnte. Mein Aufseher war ein Mann, dessen edler Charakter Großmuth und Mitleid vereinigte. Seine Gastfreundschaft bedurfte der Aufforderung zu einer gu-

ten Behandlung nicht, denn auch ohne diese würde er mir gut begegnet haben, dafür bürgte mir seine menschenfreundliche Gesinnung. Er nahm mich mit sich in sein Haus, wieß mir statt eines Gefängnisses ein Zimmer darinn an; kurz, er zeigte mir sein Zutrauen auf mein Ehrgefühl, welches mir nicht gestatten würde, ihm den Zorn seines Herrn, des Don Perez, zuzuziehen, und bat mich ganz zwanglos, in seinem Hause, welches ich als das meinige betrachten dürfe, mich aller Bequemlichkeit zu bedienen. Er erlaubte mir keinen Dank, sondern lehnte ihn durch die Versicherung ab, alles, was er thue, sey eine doppelte Folge seiner Pflicht, die ihn sowohl durch seinen Herrn, als durch seinen Schöpfer auferlegt sey, welcher eine gute Handlung nie unbelohnt lasse, sondern in der Brust dessen, welcher sie vollbracht, eine Zufriedenheit ausgieße, die eine jede irrdische Vergeltung weit überwiege.

Nachdem ich entlassen worden war, kam mein Mulatte, Jeronymo, auch ins Verhör, welches sich um meine Aufnahme und andre

den Schiffbruch betreffende Umstände drehte. Da sich nun keine Spur vom Schiff und der Equipage vorfand, so schloß man daraus, ich habe mich allein gerettet, worauf Jeronymo, dessen Zeugniß mit dem meinigen ganz übereinstimmend war, und seine Familie wieder in Freyheit gesezt wurden.

Am folgenden Tag erfuhr ich von Gaspord, der Corrigidore habe, sobald ich ihn verlassen, sein Reisegepäcke fertig machen lassen, und sey vor Tages Anbruch nach St. Jago abgereist. Die Veranlassung zu dieser Reise war ein tiefes Geheimniß. Er hatte noch vorher Sennor Gaspord zu sich kommen lassen, und seinen Befehl wiederholt, mich bis zu seiner Rückkehr unter seiner Aufsicht zu behalten. Ich erzählte meinem Freund die einzelnen Umstände meiner Geschichte, und nun lag auch das geheimnißvolle Betragen des Corrigidore entschleyert vor ihm. Er sagte mir nun: Don Henrico sey Generalmajor des Königreichs Chili; die Besetzung dieser Stelle werde als ein Recht des Corrigidore in Conception angesehen; auch ernenne das königliche Patent diese Magistratsperson zum ersten

militärischen Befehlshaber; folglich hänge die Besetzung der erledigten Militärstellen ganz von ihm ab; wahrscheinlich sey also der Corrigidore nach St. Jago in der Absicht gegangen, um mit dem Präsident wegen Ausfüllung der durch Don Henricos Tod eröffneten Stelle Rücksprache zu halten.

Die wenigen Tage meines Aufenthalts bey diesem braven Spanier brachte ich äusserst angenehm zu, und besah alle Merkwürdigkeiten der Stadt und der umliegenden Gegend. Gaspord, oder mein alter Wirth, der jeden Morgen bey mir anrufte, ob er mir einen Dienst leisten könnte, begleitete mich auf meinen Wanderungen.

Diese Stadt hieß ehehin Penco. Den Grund dazu legte Petro di Valdwia. Die Einwohner derselben erfuhren viel Ungemach von den Einfällen der am Ufer des Flusses Bibiobi lebenden benachbarten Indianer. Sie wurden daraus verdrängt, und gezwungen, sich nach St. Jago zurück zu ziehen, trieben aber immer wieder, von dem Gouverneur von Chili verstärkt, die Indianer zurück, und nahmen ihre Besitzungen ein.

Die Stad liegt an der südwestlichen Seite an einer geräumigen Bucht; ein Strom theilt sie in zwey Theile; die Häuser sind wegen der fürchterlichen Erdbeben, denen diese Gegend ausgesezt ist, nur ein Stockwerk hoch, und von ungebrannten Backsteinen gebaut; die Kirchen und öffentlichen Gebäude sind klein und unbedeutend; das Jesuitercollegium kann sich wegen seiner geschmackvollen soliden Bauart mit Recht den Vorzug zueignen.

Ihre Bewohner bestehen hauptsächlich aus Spaniern und Mesteern. An der Farbe sind beyde nicht wohl zu unterscheiden, sie sind gleich schön, einige darunter haben sogar ein blühendes Aussehen. Der vortreffliche Himmelsstrich und der fruchtbare Boden haben viele Familien aus den weniger von der Natur begünstigten Plätzen hieher gezogen. Im Ganzen sind hier die Menschen von schönem Gliederbau. Sie tragen eine Art von Mantel, der dem Anzug der Otahiter nahe kommt, dieser heißt Poncho; er dient, so anscheinend einfach er auch ist, zur Bezeichnung des Standes der Person, welche ihn trägt; man sieht welche von 5 bis 250 Dollars am

Werth; die Borden und Stickerey verursachen die Ungleichheit der Preiße. Sie werden gemeiniglich von Indianern gefertigt, welche die Kunst besitzen, sie mit heraldischen Figuren nach verschiedenen Farben auszuschmücken.

Die Regierung von Conception ist einem Corrigidore übertragen, dessen Bestallung vom König eigenhändig unterzeichnet ist. Unter dessen Befehlen stehen die Alcaden und Regidoren, eine Art von Untermagistrat. Wenn ein solcher Corrigidore mit Tod abgeht, so ernennt der Präsident von St. Jago, der Obergouverneur des ganzen Königreichs Chili, eine Deputation, welche so lang die Stelle versieht, bis Se. Majestät einen Nachfolger zu ernennen geruht haben. — Der Präsident stattet häufige Besuche hier ab, um sich desto leichter von dem Zustand des Militärs an den Gränzen zu unterrichten, die benachbarten Indianer in Ordnung und Respect zu erhalten, und darauf zu sehen, daß in denen dazu bestimmten Regimentern gute Mannszucht gehalten wird.

Das Klima ist beynah, wie im südlichen Frankreich, nur sind die Winter kälter; sie fangen im Juny an und dauern bis im November. Im August und September stürmen die Orkane so heftig, daß kein schöner Tag zu erwarten steht. Diese Stürme machen auch die Küste äußerst gefährlich. Die Nordwinde kommen mit Anfang des Winters; sie erhalten mit der Jahreszeit Stärke; endlich wüthen sie so schrecklich, und werfen solche ungeheure Wogen, daß selbst der unerschrockenste Seemann bey ihrem Anblick erblaßt. Häufig wechseln sie, ohne das geringste Zeichen der Veränderung, von Norden nach Westen, verliehren aber dabey ihre Stärke nicht. Wenn zuweilen ein Schiff mit einem schrecklichen Nordwind zu kämpfen hat, darf man wohl Acht haben auf obenbemerkte eintretende Veränderung, denn wenn die Wellen von dem plözlichen heftigen Widerstand sogleich mit dem Wind zusammen treffen, so entsteht dadurch eine solche Erschütterung, die dem untern Theil des Schiffs gefährlich werden kann.

Die Landeserzeugnisse stehen auch mit den europäischen in Verwandtschaft, natürlich mit Ausnahme derer, wo sich die Jahreszeiten gegenüber stehen. Getraid wird viel gebaut, vorzüglich Waizen, welcher hundertfältige Frucht trägt. Ich sah nahe an der See, in einem kleinen Feldstück, einige Waizenähren, welche für sich hier aufgewachsen waren. Einige davon waren nicht über 14 Zoll hoch, hatten aber so viel Geschosse, als 40 Kornähren zusammen, von denen welche 4 Zoll lang waren.

Hasvord, der mich auf meinen Wanderungen begleitete, und mein Erstaunen bey dem Anblick dieser Erzeugnisse wahrnahm, machte die Bemerkung, daß diese nicht zu den ausserordentlichen gerechnet zu werden verdienten, es sey etwas gewöhnliches, an einem Stengel ein halb Dutzend Aehren zu finden.

Die Einwohner ziehen bey aller dieser bewundernswerthen Fruchtbarkeit sehr wenig Nutzen daraus; der Mangel an Märkten, und folglich auch an Absatz, macht, daß sie nur ihre Bedürfnisse bauen, und ein großer Theil der Gegend öde liegt. Viehmastung ist

ihre Hauptbeschäftigung. Das Vieh war, obgleich nicht so groß, als das unsrige in England, auf ihren fetten Triften viel fetter. Dieses Fett und die Häute wissen sie recht gut zu benutzen. Wenn das Vieh am besten gemästet ist, so geht das allgemeine Schlachten an. Ein bloßer kleiner Guthsbesitzer läßt dann mehr als 500 Stück auf einmal schlachten. Das Fett wird eingeschmelzt, das Fleisch geräuchert, und heißt dann *Yerked Beef*. Die Fruchtbarkeit dieses Lands wird wol nicht besser zu erweisen seyn, als dadurch, daß ein schöner schlachtbarer Ochse für 4 Dollars verkauft wird. 21)

Die Art, wie sie ihr Vieh schlachten, ist weniger eine Arbeit, als ein Vergnügen. Sie benehmen sich äußerst gewandt dabey. Ein Reuter wird mit einem Speer, 10 bis 12 Fuß lang, an dessen Ende ein scharfer Stahl, in Form eines halben Monds, bevestigt ist, bewaffnet; das Thier aus den Schranken von der übrigen Heerde getrennt. Dieses springt

21) Dollar, eine niederländische und deutsche grobe Münzsorte von 20 bis 36 Groschen, ein Thaler.

in vollem Lauf davon; der Reuter sezt ohne Zaum nach, schneidet ihm mit seiner Hellbarde die Flechsen ab, springt vom Pferde, bemächtigt sich seines Opfers, schlachtet es, nimmt das Unschlitt heraus, schneidet das Fleisch in Stücken, zum Räuchern, wickelt das Unschlitt in die Haut, legt sie auf sein Pferd, und bringt es nach Haus; dann kommt er zurück, um das Fleisch zu holen; ist auch dieses nach Hause gebracht, so macht er sich schon zu einem neuen Kampf fertig. Ich war erstaunt über die Gewandtheit, mit welcher sie dem Thiere die Flechsen zerschneiden, vorzüglich aber darüber, daß ich einen einzigen Mann die ganze Schlachterey in so kurzer Zeit vollbringen sah, — denn oft werden so viele Thiere herausgelassen, als Reuter da sind; und dieses Spiel wird fortgesezt, bis die bestimmte Anzahl des Schlachtviehes vorhanden ist. Ist das Thier flüchtiger, als das Pferd, so nehmen sie ihre Zuflucht zu einem von Lederstreifen einer Kuhhaut verfertigten Seil. Dieses führen sie in der linken Hand, und schlingen es mit bewundernswerther Geschicklichkeit dem Thier um den Hals, bevesti-

gen es dann rund um den ersten schicklichen Baum, deren es in Menge giebt, und schlachten es sodann mit Muse.

Dieser Strick mit einer Schlinge ist auch eine Lieblingswaffe in ihren Zweykämpfen, und sie wissen sich dessen so geschickt zu bedienen, daß er in ihrer Hand sehr gefährlich wird; öfters bleiben beyde erdrosselt auf der Wahlstatt. Die einzige Art beym Zusammentreffen eines damit Bewaffneten, um das Stranguliren zu vermeiden, ist, Schutz an einem Baum zu suchen, oder in freyem Feld sich auf den Boden zu werfen, Arme und Beine so fest darauf zu halten, daß es dem Angreifer unmöglich fällt, seinen Strick zwischen die Erde und dem zu Boden Liegenden zu bringen; in einer Straße ist die Mauer das einzige Rettungsmittel, woran alle Geschicklichkeit scheitert. 22)

22) Man erzählt zum Beweis ihrer Gewandtheit folgende Anekdote: Ein englischer Seekaper lag im Hafen vor Conception vor Anker, und sezte ein Boot aus, um zu landen, und die benachbarten Dörfer zu plündern. Die Engländer glaubten, eine Musketensalve würde

Das benachbarte Land durchschneiden mehrere Flüsse. Einige der beträchtlichsten sind Arauca und Biobio. Dieser ist ober den Häfen beynah 12 Meilen breit. In sehr trocknen Sommern kann man durchwaten, meistens sezt man in Balzas darüber, ein in diesem Land sehr gewöhnliches Fahrzeug.

Diese Balzas oder Rafts sind aus einigen Bohlen weichem Holzes zusammengesezt, welches so leicht ist, daß ein Knabe einen ganzen Stamm von diesem Holz fortschieben kann; eine starke Decke von Schilf bildet einen Himmel darüber, um die Waaren vor dem Wetter zu schützen; ihre Segel sind an ein Paar scheerförmigen Stangen, statt des Mastbaums, bevestigt. Diese Bohlen sind an beyden En-

hinreichend seyn, das ihrer Landung sich widersetzende Korps Landmiliz zu zerstreuen, feuerten also mit kleinem Gewehr auf sie. Kaum hatten sie abgefeuert, als ein Bauer sich einen Engländer auserſah, seinen Strick um ihn schlang, und ohngeachtet das Boot in ziemlicher Entfernung lag, und seine Kammeraden alle ihre Kräfte dagegen sezten, zum Gefangenen machte.

den mit Stücken Klammern durchzogen, welches sie so sicher macht, daß sie bey ihren Reisen längst der Küste der Gewalt der Wellen und dem Reissen der Ströme widerstehen; denn die Landeseinwohner bedienen sich auch dieser Fahrzeuge zu beträchtlichen Seereisen, nicht bloß auf den Flüssen.

Die Indianer sind so erfahren in der Bevestigung dieser Balzas, daß sie selten oder gar nicht losgehen, ohgeachtet sie in unaufhörlicher Bewegung erhalten werden. Zuweilen wohl ist diese allzugroße Sicherheit Ursache, daß sie die Bänder derselben nachzusehen versäumen, ob sie morsch sind, und neue gemacht werden müssen; und diese Nachlässigkeit hat manches Unglück veranlaßt.

Sehr oft hat die Ladung und das Leben der darauf befindlichen Personen die Nachlässigkeit bezahlt, die von der Länge der Zeit abgenutzten Stricke und Tauwerk nicht ergänzt zu haben. Im Allgemeinen sezt ein solcher Schiffbruch die Indianer in keine große Verlegenheit, es bleibt ihnen doch immer ein Balken übrig, der hinreichend ist, ihnen ans Ufer zu helfen.

Der Hauptbalken einer solchen Flöße ragt weit hervor; an diesem sind die auf beyden Seiten daran stoßenden, und sofort das Ganze, bevestiget. — Die größeren Balzas führen 500 bis 600 Schiffpfund.

Diese schwimmende Maschinen sind gegen den Wind besser, als andre Fahrzeuge, zu brauchen. Sie bekommen diesen Vorzug durch ihre unter dem Wasser hinschlupfende Keels, welche sie *Guara* heißen. 23) Sie bestehen aus einigen tüchtigen zusammengesezten Planken, ohngefähr 10 Fuß in der Länge und dritthalb in der Breite. Diese werden senkrecht am Vorder- oder Hintertheil des Fahrzeugs, zwischen den Hauptbalken, heruntergelassen. Je nachdem man sie nun mehr oder weniger herunterläßt, kann man das Fahrzeug stille stehen lassen, laviren, fortfahren; kurz, alle Bewegungen eines regulären Schiffs hervorbringen. Wird die *Guara* vorn herunterge-

23) Der Cutter Sr. Majestät, the Tryal, hat ähnliche Keels von der Erfindung des würdigen und sinnreichen Capitain John Schaeck, die ganz der davon gemachten Erwartung entsprachen.

lassen, so steht das Fahrzeug stille; wird sie wieder aufgezogen, so geht die Flöße wieder ihren Gang. Auf diese Weise steuern die Indianer ihre Balzas. Zuweilen setzen sie 5 bis 6 Guaras in Bewegung, um zu verhindern, von dem Wind ihren Weg zurückgetrieben zu werden. Diese Steuermethode ist so leicht, daß wenn einmal die Balza unter Segel ist, ein einziger Keel zureicht, dessen Heben und Niederlassen, nach Erfordern der Umstände, dem Fahrzeug seine Richtung giebt. — Die Flüsse wimmeln von Fischen, die denen Indianern und Mulatten, welche an den Ufern wohnen, den größten Theil des Jahrs Beschäftigung geben. Gegen das Ende des Sommers, wenn sie ihre wenigen Erzeugnisse eingeärndtet haben, rüsten sie sich zum Fischfang. Nach gemachten nöthigen Ausbesserungen spannen sie eine Decke über ihre Balzas, und nehmen die gehörige Quantität Salz und Harpoone an Bord. Ihr Mundvorrath besteht meist aus Maiß, geräuchertem Fleisch, Platanen ꝛc. Wenn alles zu ihrer Abfahrt bereit ist, schiffen sie ihre Canoen,

noen, ihre Familie und den wenigen Hausrath, welchen sie besitzen, an Bord ihrer Balzas ein; dann steuern sie an die Mündung eines weiten Meerbusens, von welchem sie wissen, daß er viel Fische enthält; hier bleiben sie während des ganzen Fischfangs; es sey denn, daß sie, unzufrieden mit der Ergiebigkeit, ihren Platz verändern, um an einem andern Ort ihre Ladung zu ergänzen; dann kehren sie zurück, führen ihre Fische auf verschiedene Märkte, und kaufen von dem Ertrag Kleider und andre Bedürfnisse für sich und ihre Familien.

Ihre Methode im Fischfang ist folgende: Nachdem sie ihre Balzas an der Mündung des Meerbusens vor Anker gelegt, lassen sie ihre Canoe herunter, und rudern so, wie sie einen Fisch erblicken, darauf los; sind sie bis auf die gehörige Weite genaht, so werfen sie ihn mit einem Herpoon. Ihre Geschicklichkeit läßt sie selten einen Fehlwurf thun. Giebt es nun Fische genug, so laden sie in 3 bis 4 Stunden einen Canoe ganz voll, kehren auf ihre Balzas zurück, salzen und

trocknen ihre Beute. Wo der Meerbusen eine Art von See bildet, und das Wasser ungetrübt ist, bedienen sie sich eines Krauts, welches sie käuen, mit ihrem Köder vermischen, und ins Wasser streuen. Der Saft dieses Krauts ist den Fischen so angenehm, und dabey so stark, daß sie beym geringsten Genuß davon betäubt, auf der Oberfläche schwimmen, und von den Fischern nur genommen zu werden brauchen. Dieser Saft ist für die junge Brut, und selbst für die größern Fische, im großen Maas genossen, tödlich; dieß berechtigte zu der Erwartung, daß ein auf diese Art gefangener Fisch eine sehr ungesunde Speise seyn müsse; allein die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen. So häufig auch diese Fische verspeist wurden, hat sich doch noch keine schlimme Wirkung davon geäußert.

Um den südlichen Ufern des Biobio, ohngefähr 5 Seemeilen vom Hafen der Conception, ist die Gränze der freyen Indianer. Längst dieser Ufer sind starkbesezte Forts errichtet, und mit allen Vorräthen versehen, um die spanischen Colonien gegen die verwüstenden

Einfälle der Indianer zu decken und in der gehörigen Entfernung zu halten.

Diese Indianer werden nicht, wie die gegen Norden wohenden, von Caciquen beherrscht; auch erkennen sie keine Obrigkeit, wie sie Namen haben mag; nur dem Alter leisten sie Gehorsam; und der bejahrteste einer Familie ist zugleich ihr Haupt. Wenn die Spanier sich mit ihnen in einen Handel einlassen wollen, so ist der Anfang der Unterhandlung, daß der Spanier dem Haupt der Familie einen Becher Wein reicht; nimmt ihn dieser an, so legt jener seine Waaren, Pferdgebisse, schneidende Werkzeuge, Scheeren, Sporn, Spielzeug, Eisenwaaren aller Gattung, und Wein vor. Besitzen nun gleich die Indianer Gold die Menge, so sind sie doch nicht dahin zu bringen, den Spaniern ihre Minen zu öffnen; die Tauschwaaren der Indianer sind daher, mit Vorbeygehung jenes höchsten Guts, Hornvieh, Pferde und Kinder, beyderley Geschlechts. Man muß jedoch zur Ehre der spanischen Nation ihr die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und bekennen,

daß kein rechtlicher Spanier sich in diesen die Menschheit entehrenden Handel einläßt, sondern nur die geringste niedrigste Klasse der Colonisten von Chili ihn führt. —

Ist dieser Vorhandel geschlossen, so bekömmt das Haupt der Familie wieder ein kleines Geschenk, in Wein bestehend, welcher nun den übrigen Gliedern der Familien die Erlaubniß ertheilt, mit diesen Fremden zu handeln. Hat der Spanier diesen Schutz erlangt, so geht er nun von Hütte zu Hütte, überläßt den Einwohnern von seinen Waaren, was ihnen beliebt, ohne zur Zeit noch etwas dagegen anzunehmen. So durchreist er Distrikt von Distrikt, bis sein Vorrath erschöpft ist.

Nun kehrt er in die Wohnung des Haupts zurück, nachdem er vorher auf dem Rückweg bey seinen Kunden angesprochen, und ihnen seine Rückreise kund gethan hat. Auf diese Aufforderung bringt ihm jeder die in der Uebereinkunft vestgesezten Artikel, nimmt mit der anscheinendsten Freundschaft Abschied, begleitet ihn bis an die Gränze, und hilft ihm noch das eingetauschte Vieh forttreiben und Aufsicht darüber halten.

Ehehin machte der Wein den Hauptgegenstand dieses Tauschhandels aus, welchen die Indianer, wie alle berauschende Getränke, sehr gerne trinken. Der unmäßige Gebrauch dieses geistigen Getränks veranlaßte Aufstand und Krieg, deswegen wurde dieser Handelszweig unterdrückt, und nicht mehr Wein über die Gränze gelassen, als zu den Höflichkeitsbezeugungen und Geschenken an die Häupter nöthig ist. Dieses Verbot hindert doch die verstohlne Einfuhr einer geringen Quantität Wein nicht. — Gegenseitig äussert sich der glückliche Einfluß dieser Verordnung: die Spanier leben in Sicherheit, die Indianer in Frieden und Ruhe. In ihrem Handel, so wie in der Bezahlung, geben diese leztern ein merkwürdiges Beyspiel von Ordnung und Pünktlichkeit. Es ist gewiß eine so seltene, als bemerkenswerthe Erscheinung, ein Volk, frey von jedem Zwang und Gewalt, das keine Regierung kennt, mitten unter der Befriedigung der schändlichsten Laster ein so zartes Gefühl für Ehre und Recht ausüben, und jeder strengen Forderung dieser Tugend Gnüge leisten zu sehen.

Alle bisher gemachte Versuche der Spanier, das freye Volk zu unterjochen, waren vergeblich, und scheiterten in der Ausführung. Werden sie sehr gedrückt, so verlassen sie ihre Hütten und ziehen sich ins Innre des Landes zurück, wo sich andre Nationen mit ihnen vereinigen. Haben sie sich gesammelt, so kommen sie mit solcher Stärke zurück, daß der Widerstand von nicht langer Dauer ist. Die Spanier verlassen ihre Wohnungen beym ersten Zeichen ihrer Annäherung, wovon die Eigenthümer sogleich wieder Besitz nehmen. — Der Zank eizelner Indianer verbreitet sich oft zur allgemeinen Flamme des Kriegs. Sie halten ihre Maasregeln so geheim, daß das Sengen und Brennen in den benachbarten Dörfern und das Niedermetzeln aller Personen, welche ihnen in die Hände fallen, oft die erste Erklärung ist, daß die Feindseligkeiten ihren Anfang nehmen sollen. Haben sie einmal Krieg zu führen beschlossen, so ist die Aufforderung zur Theilnahme an die andern Völker, welches sie Correa Fletcha nennen, und mit der äußersten Geschwindigkeit von Ort zu Ort läuft, der zweyte Schritt. In dieser

Aufforderung wird die Nacht bestimmt, in welcher der Einfall geschehen soll. Die unter den Spaniern wohnenden Indianer kennen den Plan, doch kömmt keine Sylbe davon über ihre Lippen. Die Tradition hat kein Beyspiel aufgehoben, daß von allen Indianern, die man wegen Verdacht einer Mitwissenheit aufgefangen hat, eine Entdeckung ausgegangen wäre. Da ihre Art, Krieg zu führen, keine Vorbereitungen bedarf, so bleiben ihre Entwürfe bis zu dem blutigen Augenblick der Verheerung verschleyert. Den von den verschiedenen versammelten Stämmen erwählten Heerführer nennen sie Toqui. In der zur Ausführung ihres Plans angesezten Nacht stehen die in den spanischen Colonien wohnenden Indianer auf, und ermorden die Colonisten; dann theilen sie sich in kleine Haufen und zerstören die Landsitze, Meyereyen und ganze Dörfer, würgen alles, was sie antreffen, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts; dann vereinigen sie sich in ganze Korps, und machen Angriffe auf beträchtlichere Kolonien; belagern die Forts, und erlauben sich jede Art des Raubs und der Verwüstung.

Mehr ihrer ungeheuren Anzahl, als Mannszucht und Taktik, ist das Glück zuzuschreiben, mit welchem sie bey vielen Gelegenheiten die Einfälle der Spanier in ihr Gebiet zurückschlugen, und ohngeachtet der von diesen genommenen Maasregeln selbst der angreiffende Theil wurden. Schaarenweise rafft sie der Tod bey solchen Veranlassungen zusammen; in kurzer Zeit steht ihre Armee, eine vielköpfige Hydra, ergänzt, ja vermehrt gegen den Feind. Werden sie wieder von den Spaniern geworfen, so ziehen sie sich einige Meilen in ihr Land zurück, und verbergen sich da einige Zeit. Ganz unerwartet stürzen sie auf einer Seite, wo man sich ihrer am wenigsten versieht, aus dem Hinterhalt vor, und nehmen den zunächst liegenden Ort mit Sturm, wo nicht der Befehlshaber des Platzes durch die äusserste Wachsamkeit dergleichen Ueberrumpelungen unschädlich zu machen weiß; gewöhnlich schlagen auch hier die Spanier durch ihre überlegene Disciplin den Sturm der Indianer mit großem Verlust ab.

Kriege der Art sind seit dem ersten Versuch der Spanier gegen die Freyheit dieser

Indianer mit der grösten Hartnäckigkeit auf beyden Seiten geführt worden. Der schöne Friede war nur ein Ruhepunkt der Wuth des Kriegs. 24)

24) Im Jahr 1535, als Almagro und Pizarro den Nacken der Peruaner unter ihr Joch gebeugt hatten, unternahm der erstere einen Zug gegen Chili. Sein Heer war beträchtlich, und bestand aus Spaniern und Indianern. Vor Cusco sezte er sich in Marsch, und wurde von den ehmals dem Inca von Peru unterworfenen Indianern beynah 200 Meilen mit Wegweisern und Lebensmitteln versehen. Jezt berührte er die unwirthbare Gegend von Charcos. Die Strapazen, welche die Truppen täglich auszustehen hatten, reizten diese zum lauten Ausbruch ihrer Unzufriedenheit. Dieß bestimmte ihn, über die Cordilleras zu gehen; der kürzeste, jedoch der schwierigste Weg nach Chili. — Diese Gebirge waren mit Schnee bedeckt, und die Kälte so grimmig, daß dieser Heerführer beym Uebergang einige Tausend Indianer verlohr. Einige Hundert Spanier theilten mit den erstern das Schicksal des Erfrierens. Viele verlohren ihre Finger, Fußzähen und ganze Glieder, welche abgelöset werden mußten.

Auch izt dauern die Feindseligkeiten gegen die Spanier fort, welche ihrer herzlich müde

Endlich hatten sie den unglaublichsten Kampf mit den Elementen überstanden, und kamen in das schöne, gemäßigte Klima von Cupiapo. Die Bewohner dieses Landes wollten sich der Laune des Kriegsglücks nicht anvertrauen, unterwarfen sich ohne Schwerdtstreich und beschenkten ihre Unterdrücker mit einer Menge Gold. —. Dieser Kleinmuth, und die Hoffnung, unermeßliche Schätze zu gewinnen, ließ den Almagro die gewisse Rechnung machen, ohne große Mühe das ganze Land zu unterjochen. Sehr bald fand er Gelegenheit, sich von seinem Irrthum zu überzeugen. Er rückte gegen Süden vor. — Jeder Fuß breit Erde ward ihm mit der grösten Bravheit streitig gemacht, und nur gegen Blut erkauft. Die Ausdauer und überlegene Kriegskunst der Spanier würde endlich doch den Sieg davon getragen, und dieser Zug sich mit Unterwerfung des ganzen Landes geendigt haben, wäre nicht Almagro nach Peru zurückgerufen worden, wo ihm Seine Katholische Majestät eine Statthalterstelle übertrug.

Die Ungewißheit der Gränzen der ihnen übergebenen Distrikte veranlaßten zwischen Pi-

sind; um so mehr, als ihre Gegner durch den Krieg wenig leiden. Die meisten Beschäfti-

zarro und Almagro einen Streit. Der lez-tere verschob die Vollendung seiner angefan-genen Eroberung, eilte, um seine Ansprüche auf Cusco, als unter sein Gouvernement gehö-rig, durch den Besitz geltender zu machen, auf diese Stadt zu; anstatt mit der gehofften Würde bekleidet zu werden, fiel er als Opfer von Pizarro's Eifersucht und Ränken, welcher seinem ungerechten Verfahren den Mantel der Gerechtigkeit überwarf

Pizarro ward nun mit der obersten Würde geschmückt. Er schickte Pedro di Valdwia, ei-nen der diensterfahrendsten spanischen Offi-ciere, nachdem er ihn zuvor zum General er-nannt hatte, nach Chili. Seinem Vordrin-gen nach Süden widersezten sich die verbunde-nen Eingebohrnen, ohngeachtet des Muths und der Ausdauer, der sich in iedem den Spa-niern gelieferten Treffen rühmlicher äußerte, vergebens; er rückte in das fruchtbare, be-völkerte Thal Mapocha vor; hier gründete er die nachmalige berühmte Hauptstadt von Chili, St. Jago, und zwang die Indianer, welche ihm die benachbarten Goldminen verriethen, zur Belohnung, dieses kostbare Metall aus sei-

gungen sind ihren Weibern überlassen. Ihre Hütten sind in etlichen Tagen wieder aufge-

ner unterirrdischen Höhle heraus zu holen.

Er errichtete, um seine neue Eroberung zu sichern, ein starkes Fort, welches aber bald nachher von den Indianern zerstört wurde. Erbittert, sich von diesen neuen Ankömmlingen zu Sklaven gemacht zu sehen, greiffen sie zu den Waffen, und berannten die Citadelle; verschiedenemale wurden sie von den Spaniern mit Verlust abgetrieben, bis es ihnen endlich glückte, die Aussenwerke, welche die Vorräthe enthielten, in Brand zu stecken. Der Krieg wurde mit dem größten Feuer geführt. Baldwia bot alle Kräfte auf, sie zu vernichten; zwang auch endlich nach vielen lange streitig gemachten Siegen das ganze Thal zur Unterwerfung. Sein Ausspruch verdammte die Ueberwundenen zur Arbeit in den Minen von Quilotta.

Dieses unwürdige Verfahren reizte die noch unbesiegten Eingebohrnen zur Rache; allein sie waren zu schwach, den siegreichen Lauf der Spanier zu hemmen, welche, nachdem sie die großen Flüsse, Maule und Hata, durchkreuzt, und einen großen Strich Landes durchstrichen

bauet. Ihre Nahrung besteht in Wurzeln, Maiß und andern Körnern. Krieg hindert

hatten, die Städte Conception und Imperial erbauten.

Nach den spanischen Geschichtschreibern wurde das benachbarte Thal von 80000 friedfertigen Indianern bewohnt, die den spanischen General und sein Gefolge in ihr Land, ohne die geringsten Zeichen des Mißvergnügens, sich theilen ließen. Sechzehn Meilen von Imperial, ostwärts, gründete Valdwia eine Stadt, die er wegen der daselbst entdeckten Goldminen Villa ricca hieß. Dieß war die lezte Eroberung dieses großen Mannes. Ehrsucht und Geiz stürzten ihn in die unüberwindlichsten Gefahren; er hatte seine Eroberung weiter ausgedehnt, als seine Kräfte reichten, sie zu erhalten.

Noch immer glühete in den Herzen der Bewohner von Chili der feurige Wunsch, das Joch der Sklaverey abzuwerfen. Der Glaube, die Spanier seyen überirrdische Wesen, hatte sich im Laufe des Kriegs mit ihnen verlohren. Sie machten die Entdeckung: nur bessere Waffen, Ordnung und Kriegskunst hätte den Spaniern den Sieg zugesichert; übrigens wären sie sterbliche Wesen. Ueberlegene Anzahl und

sie also an nichts, und sie verliehren auch nichts durch ihn; ja sie betrachten ihn als

vereinte Kraft flößte ihnen dies Vertrauen ein, ihre Unterdrücker zu verjagen. Die Häupter der Verbündeten waren die aracanischen Indianer. Capaulican, (so hieß ihr erwählter Anführer,) brachte beynah 20000 Mann unter sein Panier. Waldwia griff die Insurgenten mit seiner Reuterey an, und trieb sie in die Wälder. Von da neckten und ermüdeten sie die Spanier mit täglichen Ausfällen. Capaulican bemerkte, daß die große Menge der unter seiner Fahne vermengten Indianer die Unordnung vermehrte, und zur Niederlage des ganzen Heeres beytrug, theilte seine Stärke in Haufen von 1000 Mann. Ein solcher Haufen mußte abwechselnd den Feind anfallen, und wurde, sobald er nicht länger Stand halten konnte, durch einen frischen abgelößt und verstärkt, welches zulezt den Feind ermüden und so zurückdrängen mußte. Der Erfolg entsprach seiner Erwartung: die Indianer unterhielten ein Gefecht von 7 bis 8 Stunden; die Spanier, welche keine frische Truppen zur Verstärkung erhielten, wurden schwach, und zogen sich in größter Eile zurück; ihr General befahl einen Paß zu besetzen, welcher in einiger

etwas wünschenswerthes in den Tagen des Friedens und des Müssiggangs, wo sie sich

Entfernung vom Schlachtfeld lag, um zu verhindern, verfolgt zu werden; die Indianer erriethen seine Absicht, überflügelten sie auf allen Seiten, und haueten den Feind in die Pfanne.

Der spanische General wurde gefangen genommen, und unter den größten Martern, die bey den Indianern im Gebrauch sind, getödtet; ja es wird erzählt, man habe ihm geschmolzenes Gold im Schlund gegossen, um seinen Geiz zu befriedigen. --- Aus seinen Knochen machten sie Pfeifen und andre Instrumente, und seine Hirnschaale wird zum Andenken ihres Siegs aufbewahrt, welchen sie alle Jahr festlich feyern.

Dieser Niederlage folgte bald darauf eine andre: die Bewohner von Chili lieferten den Spaniern abermals ein Treffen, wo diese beynah 3000 Mann einbüßten. Dieses wiederholte Kriegsglück benuzten ihre siegreichen Waffen zur gänzlichen Vernichtung ihrer Feinde; und schon war Conception genommen und geschleifft, Imperial enge eingeschlossen, als Don Garcia de Mendoza gegen sie auftrat, den braven Capaulican schlug, gefangen nahm und hinrichten

beständig in einem aus Aepfeln verfertigten Getränk, welches Chica heißt, berauschen.

Die Spanier eröffnen daher gewöhnlich die Friedensunterhandlungen. Sobald man über die Hauptpunkte übereingekommen ist, wird eine Versammlung gehalten, welcher der Gouverneur, dessen erste Officiere, der Bischoff von Conception und andre Personen von Bedeutung beywohnen. Von Seiten der Indianer erscheinen der Toqui, oder Oberfeldherr, und die Häupter der verschiedenen Stämme, als Repräsentanten der Nation.

Ist eine solche Versammlung bestimmt, so läßt der Präsident an der feindlichen Gränze Zeit und Ort derselben ansagen, begiebt sich mit seiner Begleitung dahin, wo er mit den Indianern samt den Häuptern ihrer verschiedenen Gemeinheiten zusammentrift. Beyde Partheyen haben eine Bedeckung bey sich, über

ließ. Allein selbst dieser Schlag des Schicksals, der so große Verlust, konnte den Muth der Indianer nicht dämpfen; sie setzten den Krieg 50 Jahre lang fort, und sind bis auf diesen Tag frey und unüberwunden.

über deren Anzahl man schon im Voraus übereingekommen ist. Die Spanier haben Zelte aufgeschlagen; die Indianer lagern sich in einer kleinen Entfernung davon. Die Aeltesten der benachbarten Nationen statten dem Präsidenten den ersten Besuch ab; dieser empfängt sie recht höflich, trinkt auf ihre Gesundheit ein Glas Wein, und reicht ihnen dann dasselbe gefüllt, um ein gleiches zu thun. Dieser Höflichkeitsbezeugung, welche sie sehr hoch aufnehmen, folgt ein Geschenk von Messern, Scheeren und allerhand Arten Spielzeug, worauf sie sehr großen Werth legen. Der Friedens- und Freundschaftsvertrag kommt hierauf zur Sprache, und die Hauptpunkte desselben werden vestgesezt. Ist dieß geschehen, kehren die Indianer ins Lager zurück; der Präsident erwiedert den Besuch, und nimmt Wein zu einem fröhlichen Mahl mit sich.

Die Häupter und Vorsteher der andern Gemeinheiten, welche beym ersten Besuch nicht zugegen waren, machen nun zusammen dem Präsident ihre Aufwartung. Wenn die

Versammlung auseinander geht, macht der Präsident einem jeden ein kleines Geschenk von Wein, welches ihre Freygebigkeit mit Ochsen, Kälber, Pferde und Geflügel als Gegengeschenk erwiedert. Nach diesen gegenseitigen Kennzeichen von Freundschaft kehren beyde Theile in ihre Wohnungen zurück.

Die Indianer, von uns für arme, elende, verächtliche Geschöpfe gehalten, besitzen den unbiegsamsten Stolz, der bloß durch Herablassung und zuvorkommende Artigkeit gemildert werden kann. Dieß ist der Beweggrund des Präsidenten, warum er die, welche Gewicht und Einfluß haben, zur Tafel zieht, und während der Dauer dieser Versammlung nichts versäumt, was ihm die Gunst der Abgesandten erwerben konnte.

Bey solcher Gelegenheit wird in den beyden Lagern eine Art von Markt gehalten. Es kommen viele Spanier mit Gütern, von denen sie wissen, daß die Indianer deren bedürftig sind; diese bringen Vieh und Kleider ihrer eignen Weberey, von welchen ihre Pon-

chos gemacht sind. Meistens haben beyde tauschende Theile reissenden Absatz.

Noch ein Zug dieser Wilden darf dem Beobachter nicht entgehen: Mitten in ihrer blutdürstigen Wuth schonen sie der weißen Weiber, nehmen sie mit in ihre Hütte, und erweisen ihnen größere Achtung als ihren eigenen. — Daher kömmt es, daß man einige Indianer wegen ihrer schönen Haut mit Spaniern verwechselt. In Friedenszeiten kommen sie in die spanischen Kolonien und vermiethen sich in den Meyereyen als Arbeiter. Nach Verlauf der bestimmten Zeit legen sie ihren Lohn zur Erkaufung solcher Waaren an, die in ihrem Lande Werth haben, und kehren nach Hause. Diejenigen, welche in der Provinz Arauca, Tuccapel und in der Nachbarschaft des Flusses Biobio wohnen, reiten ausserordentlich gern; und ihre Armee besteht aus großen Trupps Reuterey; ihre Waffen bestehen in langen Speeren und Wurfspiesen, welche sie sehr geschickt zu brauchen verstehn.

Alle diese umständlichen Nachrichten erhielt ich von meinem Freund, Gaspord, welcher verschiedene Jahre unter den Indianern gehandelt hatte, und mit ihren Gebräuchen, Traditionen ꝛc. sehr bekannt war.

Sechster Brief.

Ich befand mich ohngefähr 14 Tage unter dem Gewahrsam und der Aufsicht meines edlen Freundes; als dieser den Befehl erhielt, mich unverzüglich nach St. Jago zu bringen. Dem zufolge nahm ich Tags darauf gerührt von dem ehrlichen Jeronymo und seiner Familie Abschied. Wir sezten uns in eine Kalesche, und fuhren, unter Begleitung des vom Corrigidore abgesendeten reitenden Boten, der Hauptstadt zu.

Meine Lage war zu ungewiß peinigend, als daß ich für den sich mir auf dieser schönen Reise darbiethenden Genuß hätte empfänglich seyn können. Selbst die tröstenden Versicherungen, welche mein Reisegefährde aus der Veranstaltung unserer Abholung schöpfte, und mir mittheilte, konnten meine bangen Besorgnisse nicht ganz heben; an meiner aufgeregten Einbildungskraft zog das Bild eines dumpfen Kerkers vorüber, und die traurige Gewißheit, den Rest meines Lebens in

den Bergwerken schmachten zu müssen, bemächtigte sich mit allen ihren Schrecken meiner Seele.

Am Abend des vierten Tags erreichten wir St. Jago. Gaspord kündigte sogleich unsre Ankunft im Hause des Präsidenten an; man erwiederte ihm, dieser sey mit dem Corrigidore auf sein ohngefähr 4 Meilen von der Stadt entferntes Landgut gereist, habe aber den Befehl zurückgelassen, mich sogleich dorthin zu bringen. Wir nahmen daher nur einige Erfrischung, und sezten unsre Reise zum Sommeraufenthalt des Präsidenten fort. Bey unsrer Ankunft war es schon zu spät, um demselben aufzuwarten. Wir stiegen also bey einem alten Kammeraden von Gaspord ab, der in der Nähe wohnte.

Am folgenden Morgen, gegen 10 Uhr, erhielt ich den Befehl, vor dem Corrigidore zu erscheinen. Furchtsam und zagend führte man mich in sein Zimmer. Seine sanfte Anrede: „wie ich meine Zeit in Conception zugebracht „hätte?„ gab mir meine Dreistigkeit wieder. „Der Präsident,„ sagte er, „weis, „welche Verbindlichkeiten ihm die Rettung

„eines so theuren als nahen Verwandten ge-
„gen Sie auflegen, und wird sich als dankbarer
„Schuldner bezeigen. Don Henrico,„ fuhr
er fort, „wird sich ebenfalls sehr freuen, daß
„ihm das Schicksal Gelegenheit giebt, seinen
„Dank thätig zu beweisen. Er liegt an ei-
„ner kleinen Unpäßlichkeit in St. Jago, wo-
„hin ich in etlichen Tagen zurückgehen werde.
„Es ist schon ein Zimmer für Sie bestellt,
„wo Sie von den Beschwerden der Reise
„ausruhen können.„ Bey diesen Worten
entließ er mich sehr herablassend. Freude und
Erstaunen machten mich sprachlos. Die Nach-
richt, daß Don Henrico sich gerettet habe, spann-
te meine Neugierde auf das höchste, und ich
brannte vor Ungedult, die besonderen Umstände
seiner Rettung aus seinem eignen Mund zu
hören; ins Geheim schmeichelte ich mir, es
dürften sich wol noch mehrere meiner Kamme-
raden gerettet haben, und meine Etianna dar-
unter seyn.

Von diesem Gedanken belebt kehrte ich zu
meinem Freund Gaspord zurück, der mich
im Vorzimmer erwartete. Meine veränderte
Gesichtsfarbe ließ ihm keinen Zweifel über

die Richtigkeit seiner Vemuthung einer guten Aufnahme. Bey der Nachricht, daß sich Don Henrico gerettet, und wohlbehalten in St. Jago sey, wünschte er mir von Herzen Glück, mit dem Zusatz: Don Henrico's Freygebigkeit sey zum Sprüchwort gediehen, und ich würde Ursache haben, mit seiner Dankbarkeit zufrieden zu seyn.

Obgleich, um meine Lage angenehm zu machen, die Aufmerksamkeit des Haushofmeisters vom Präsidenten, Don Garcia, nichts unversucht ließ, so wurden mir doch die zwey Tage, welche ich noch hier zubringen mußte, unerträglich lange. Endlich ließ mich der Corrigidore rufen, um mir zu sagen, seine Abreise verzögere sich länger, als er erwartet hätte; er habe daher Befehl ertheilt, mich in einem seiner Wagen allein nach St. Jago zu bringen. Er beschenkte mich bey diesen Worten mit einem Beutel von 100 Pistolen im Namen des Präsidenten, welchen das Podagra in seinem Zimmer gefangen hielt, mit dem Auftrag an Gaspord, mich erst anständig zu kleiden, bevor dem Don Henrico Nachricht von meiner Ankunft gegeben würde.

Dieses Uebermaas von Glück preßte mein volles Herz so zusammen, daß die in meinen Augen schwimmenden Thränen der Dankbarkeit dem Corrigidore, statt der Worte, für seine Gnade danken mußten. Nach einer ehrerbietigen Verbeugung gieng ich weg. In einer halben Stunde war der Wagen bereit, und wir auf dem Rückweg nach St. Jago.

Wir stiegen in der Vorstadt aus, und liessen bey verschiedenen Kaufleuten Kleider und andre Bedürfnisse holen, und noch vor Mittag war ich vollständig equipirt.

Gaspord hatte Befehl, alles dieß auf seines Herrn Rechnung setzen zu lassen, um mir keine Ausgaben zu verursachen. Nach einer kleinen Mahlzeit ließen wir uns Don Henrico's Wohnung zeigen. Dieser empfieng mich mit lebhaften Zeichen der dankbaren Freundschaft, und nöthigte mich, neben sich zu Tisch zu setzen, welcher noch nicht abgetragen war.

Die Gesellschaft bestand nur aus seiner Familie. Donna Marcia, seine Gemahlin, schien ohngefähr 36 Jahr alt, und stand dennoch im ersten Glanz der Schönheit. Hätte sie nicht

die Anwesenheit ihres Sohnes, eines zwanzigjährigen schönen Mannes, und ihrer reizenden Tochter, von 17 Jahren, verrathen, so hätte sie, ohne den Anstand zu verletzen, ein Jahrzehend weniger angeben dürfen. Die ganze Familie war schon mit meiner allgemeinen Geschichte bekannt, und schien mit einander zu wetteifern, welches von ihr mir die größte Aufmerksamkeit widmen würde. Nach aufgehobener Tafel nahm mich Don Henrico mit in sein Cabinet, ließ mich niedersetzen, und gab mir folgende Erzählung seiner Rettung:

„Der plötzliche Stoß, welcher das Zurück„prallen des Schiffs vom Felsen verursachte, „warf mich auf eine beträchtliche Entfer„nung von dem Wirbel ins Meer, welchen „das untergehende Schiff veranlaßt hatte. „Ich ergriff eine schwimmende Hühnersteige, „und hielt mich so über dem Wasser. Schon „fieng ich an zu verzweifeln, als ich gewahr „wurde, daß ein starker Strom mich seit„wärts trieb. Ich mußte einige Zeit in „diesem gefährlichen Zustand aushalten; „auf einmal erblickte ich ein stillliegendes „Schiff, welches das Boot herunterließ, und

„mich in weniger denn einer Stunde leblos „und entkräftet, aufnahm.„

„Der Herr des Schiffs erkannte mich sogleich, und bezeigte mir alle mögliche Aufmerksamkeit und Ehrerbietung. Da ich hörte, das Schiff sey von Valdiria, und erst nach Callao, und von da nach Quito bestimmt, so wollte ich sein Anerbieten, nach Conception zurück zu fahren, nicht annehmen, sondern verlangte, an Valparaiso ans Land gesezt zu werden, welches ihm nicht sehr aus dem Weg lag. Als ich ans Ufer gesezt war, fand ich mich so von den zulezt bestandenen Gefahren erschöpft, daß ich mich unfähig fühlte, noch einige Zeit zu reisen. So wie ich mich wieder ein wenig erholt hatte, machte ich mich auf den Weg, und kam endlich in kleinen Tagreisen hier an, wo ich den Corrigidore eine Woche früher angelangt fand. Meine Familie hatte die Nachricht meines Tods in tiefe Trauer versezt, und der Corrigidore war gekommen, die durch meinem Tod erledigte Stelle für seinen Neffen zu suchen. Ich erfuhr, daß Sie sich gesund und wohlbehalten in Conception befänden; sogleich trug ich

bey Sr. Excellenz darauf an, Sie unverzüglich hieher bringen zu lassen, worinnen derselbe sofort willfahrte. Jezt hoffe ich, die einem dankbaren Mann so sehr drückende Schuld abzutragen, und die Ihnen gethane Versprechungen zu erfüllen.„

Kaum hatte er seine Erzählung geendigt, als ich auch schon mit der Frage hervortrat: ob nicht etwa mehrere meiner unglücklichen Begleiter von demselben Schiff gerettet worden wären? Seine Antwort fiel verneinend aus, und er war mit mir von der Wahrscheinlichkeit überzeugt, daß wir beyde wol allein das Glück gehabt hätten, dem Tod zu entgehen. Die an dem Ort unsers Schiffbruchs nach verschiedenen Richtungen strömenden Flüsse gaben mir dennoch einen schwachen Strahl von Hoffnung, daß es möglich sey, andre Schiffe hätten einige der Schiffsmannschaft an Bord genommen.

Wir giengen wieder zur Gesellschaft, wo mich Don Henrico seinem Sohn vorstellte, und den Wunsch äusserte, uns als Freunde zu sehen, indem sein Sohn nie vergessen würde, was er dem Retter seines Vaters schuldig

sey. Der junge Mann umarmte mich herzlich; und von diesem Augenblick an knüpfte sich das Band unsrer Freundschaft, welches nur der Tod zu lösen im Stand seyn soll.

Ich machte nun Don Henrico mit den Verbindlichkeiten bekannt, welche ich gegen meinen Freund Gaspord hatte; und da dieser am folgenden Tage sich zu beurlauben kam, erhielt er ein prächtiges Geschenk, mit der Versicherung, er könne sich von jezt an als Freund des Hauses betrachten, und jede Gelegenheit, wo ihm Don Henrico mit seinem Einfluß nützlich seyn könnte, würde von ihm begierig ergriffen werden, sobald sich Gaspord ohne Zurückhaltung ihm eröffnen würde. So sehr hatten die Gefälligkeiten, die dieser würdige Spanier mir erwies, ihm Don Henrico's Herzen werth gemacht. Unverstellte Thränen flossen beym Abschied aus unsren Augen.

Die Zeit vergieng mir nun auf die angenehmste Art. Die ganze Familie schäzte und liebte mich. Die Freundschaft des Don Alphonso machte mich zum glücklichsten Men-

Menschen. Er genoß kein Vergnügen, das ich nicht mit ihm theilte. Kurz, wir waren unzertrennlich. Diese wechselseitige Zuneigung erfreute seinen Vater um so mehr, als dadurch die Ausführung seines längst entworfenen Plans zur Reife gedieh, mich seinem Sohn zum Begleiter auf Reisen mitzugeben. Don Alphonso sollte nemlich, ehe er den dringenden Wünschen eines alten, reichen und angesehenen Onkels in Spanien, welcher ihn zum Erben seiner großen Besitzungen ausersehen hatte, nachgeben, und sich dahin einschiffen würde, sich eine Localkenntniß der Hauptstädte und Provinzen dieses reichen ausgedehnten Welttheils erwerben.

Alphonso hatte öfters geäußert, daß er zu meiner Begleitung auf seinen Reisen bloß die Erlaubniß seines Vaters erwarte, um seine Wünsche befriedigt zu sehen. Jezt wurden die Reiseanstalten gemacht, und sein Wunsch war der meinige. Es wurde daher beschlossen, Alphonso sollte sich die Einwilligung seines Vaters erbitten. Demselben Nachmittag überhob uns Don Henrico's Er-

klärung dieser Anfrage. Er sagte mir darinn: schon lange hätte er sich nach einem tauglichen Reisebegleiter für seinen Sohn umgesehen; izt sey unsre Freundschaft seinem Wunsch zuvor gekommen, und er habe die Ueberzeugung, daß ich seinem Sohn auf seinen Reisen sehr nüzlich werden würde. Sein Onkel, sezte er hinzu, hat ihn zu einem Posten in der Marine bestimmt, und unter Ihrer Leitung wird er sich zum erfahrnen Seemann bilden, und geschickt machen, seine Stelle ganz auszufüllen. Ich gebe Ihnen 250 Pistolen jährlichen Gehalt, und versehe Sie noch so pünktlich, wie meinen Sohn, mit allem Nothwendigen. Er fand mich zu seiner größten Freude gleich bereit, seinen Vorschlag einzugehen; und die Anstalten zur Abreise wurden nun desto schneller betrieben.

Die Stadt St. Jago hat keine solche gewaltsame Umwälzungen erlitten, als andre Orte der Nachbarschaft. Sie hat noch ganz die alte Lage, wie sie Peter di Valdwia gründete, 33 Grade 38 Minuten südlicher Breite. Der ihr naheste Hafen ist Valparaiso, ohngefähr 20 Seemeilen südostwärts. Ihre

Lage ist ausserordentlich reizend; eine grüne Ebene dehnt sich rund um die Stadt auf 24 Seemeilen aus; ihren Mittelpunkt durchströmt ein Fluß, dessen Schlangenkrümmungen überall Erfrischung und Kühlung verbreiten. Sein Name ist, wie die von ihm befruchtete Ebene, Mapocha. Wasserleitungen ohne Zahl führen ihn durch alle Straßen und Gärten, und selten entbehrt ein Haus diese Bequemlichkeit.

Die Stadt selbst hat ohngefähr ein und eine Viertelmeile von Osten nach Westen, und drey Viertelmeilen von Norden nach Süden im Umfang; sie wird muthmaßlich von 6000 Familien bewohnt, wovon mehr als die Hälfte Spanier sind, und viele ungeheure Reichthümer besitzen. Die andre Hälfte der Einwohner besteht in mannigfaltigen Gattungen, Mulatten, Mestees, Quateroons ꝛc.

Queer an der nördlichen Seite des Flusses ist eine große Vorstadt, Chimbo genannt; an der östlichen Seite der Berg Santa Lucia. Er ist von mäßiger Höhe, und

und wegen einer sehr gesunden Quelle, die auf seinem Gipfel entspringt, bemerkenswerth. Die Straßen machen einen rechten Winkel, und die in der Bauart herrschende Symetrie thut die herrlichste Wirkung.

Mitten in der Stadt ist der große Markt, (Piazza) in dessen Mittelpunkt ein schöner Springbrunnen steht; an der Nordseite sind der Pallast des Präsidenten, das Rathhaus, und die öffentlichen Gefängnisse. Die Westseite nehmen die Domkirche, der Pallast des Bischoffs und die Wohnungen andrer Leute vom ersten Rang, ein; auch Don Henrico wohnt hier. Die Südseite ist durchaus Handel und Wandel gewidmet, und ist ganz mit Kramläden angefüllt, die, den Augen der Käufer zu gefallen, niedlich ausgeschmückt sind. Die Ostseite besteht aus einer Reihe Häuser, die Personen aus dem Mittelstand bewohnen. Auch diese sind gut und regelmäßig ins Viereck gebaut, allein wegen der in diesem Welttheil so gewöhnlichen Erdbeben gemeiniglich niedrig; diese niedrige Bauart hindert aber gar nicht, daß das Aeuſ-

sere ein gefälliges Ansehn gewinnt, und das Innre Bequemlichkeit und Vergnügen gewährt. Es befinden sich noch 3 Kirchen, eben so viel Mönchsklöster, 5 Jesuitercollegien und 4 Nonnenklöster da. Die Collegien und Klosterkirchen sind von Backsteinen, oder ganz massiv gebaut, geräumiger und geschmackvoller, als die gewöhnlichen Kirchen der Pfarrspiele. — Die Einwohner von St. Jago werden weit mehr vom Luxus beherrscht, als die von Conception. Ein jeder, der die Kosten auf diese oder jene Art aufbringen kann, nimmt einen Wagen, um in der Stadt herum zu fahren. Die Männer sind stark und gut gewachsen; die Weiber sehr schön, und wegen der Regelmäßigkeit der Züge und zarten Farbe bemerkenswerth. Sie zerstören jedoch ihre natürliche, reizende Haut durch starkes Schminkauflegen. Auch ihre Zähne leiden dadurch so sehr, daß es unter die beyspiellosen Seltenheiten gehört, eine sich dem dreyßigsten Jahre nahende Frau mit einer guten Reihe Zähne zu sehen.

Die Luft ist beynah wie in Conception, sehr mild, der Boden reich, und alle Arten

von Erzeugnissen im Ueberfluß vorhanden. Jeder von den Pachtern hat seine besondre Beschäftigung: einige machen den Ackerbau, andre Viehmastung zu ihrem Hauptgeschäft; noch andre legen sich auf Pferdezucht; Wein und Obstbau von unzählichen Gattungen beschäftigt ebenfalls Viele. Diese verschiedene Produkte machen, durch den Kunstfleiß veredelt, die Hauptgegenstände des mit Peru bestehenden Handels aus. Sie bestehen in Waizen, Unschlitt, Tauwerk, Corduanleder, aus Ziegenfellen verfertigt, und Häuten; Früchte aller Art, welsche und andre Nüsse, Feigen, Aepfeln, Birnen und Oliven, deren Oel sehr gesucht wird.

Den Tauschhandel mit den Peruanern gegen Eßwaaren abgerechnet, besteht ein viel schäzbarerer Metallhandel. Peru hat Minen von verschiedenen Metallen: die hauptsächlichsten sind Gold- und Kupferbergwerke; doch giebt es auch Silber, Zinn, Bley und Eisen im Ueberfluß. Die für die ergiebigst gehaltene Goldmine heißt Ora Capote, und liegt in der Nachbarschaft von Coquimbo.

Alles Gold, was diese Minen abwerfen, wird im Lande aufgekauft und nach Lima in die Münze geschickt. Ein Jahr ins andre gerechnet, soll der Ertrag sich auf eine Million Thaler belaufen.

Die Importen von Peru sind Leinwand, Zucker, Cacao, Confitüren, Tabak, Oel, irdene Waaren, und alle Arten europäischer Güter. Bey den Buenos Ayres wird der von Peru erhaltene Ueberfluß an großer Menge Wollen, Unschlitt und wollene Zeuge abgesezt; von daher erhalten sie Wachs und Paraguay. 25)

*) Dieses Kraut nähert sich sehr dem chinesischen Thee, und ist unter den Handelskräutern eines der ansehnlichsten, und im ganzen spanischen Amerika im Gebrauch. Dieser Thee wird auf folgende Art zubereitet: Man wirft eine große Quantität dieses Krauts in eine Kürbisschaale, deren Rand mit Silber eingefaßt ist, (welche sie Mate heissen,) thut nach Verhältniß Zucker dazu, um es schmackhaft zu machen, begießt das Kraut mit warmem Wasser, und läßt es so ausziehen; wenn es einige Zeit so gestanden hat, wird siedend Wasser darauf gegossen. Ist nun der Saft aus dem Kraut

Da die jährlichen Einkünfte von St. Jago und Conception nicht zur Unterhaltung eines kleinen stehenden Heeres, von 1500 Mann, zureichen, so muß von Lima jährlich ein Zuschuß von 100000 Rthlr. erhoben werden,

völlig ausgezogen, so trinkt man den Saft durch ein in der Kürbisschaale vestgemachtes Röhrchen; dann füllt man sie wieder mit Wasser, bis das Kraut alle Kraft verliehrt und zu Boden fällt; sie drücken auch Zitronensaft hinein, und vermischen es mit Essenzen, verschiedenen Blumen, welches den Geschmack sehr erhöht.

Dieß ist ihr gewöhnliches Morgengetränk, viele trinken es auch Abends. Daß dieser Trank unter die gesunden Getränke gehört, ist nicht zu läugnen; nur die Art, wie er genommen wird, da die ganze Gesellschaft der Reihe nach aus einem und demselben Röhrchen trinkt, erweckt keinen Appetit. Die Schaale wird so lange herumgereicht, bis alle genug haben. Dieser Thee wird bey den Creolen sehr geschäzt, und ist ihr höchster Genuß. Selbst auf Reisen verfehlen sie nicht, eine Quantität mitzunehmen; und eher rühren sie keinen Bissen an, bis sie ihre gehörige Portion getrunken haben.

wovon jedoch der größte Theil zu Ausbesserung der Gränzvestungen, zu Geschenken vor die indianischen Abgesandten, um ein gutes Verständniß mit ihnen zu unterhalten, abgezogen wird.

Das königliche Audienzgericht besteht aus dem Präsidenten, vier Auditoren und dem Fiskal. Don Henrico gehörte als Schutzherr der Indianer auch zu diesem Gericht, dessen Entscheidung keine Appellation zuläßt; von dieser Regel sind jedoch alle Fälle, wo notorische Ungerechtigkeit, oder verweigerte Abhelfe der Beschwerden, statt hat, ausgenommen, wo der oberste Rath von Indien der Oberrichter ist. Der Präsident, ob er gleich dem Vicekönig von Lima untergeordnet, ist doch Gouverneur und Generalhauptmann des ganzen Königreichs Chili. Er ist, wie oben bemerkt, verbunden, sich die eine Hälfte des Jahrs in Conception aufzuhalten. Während seines Aufenthalts in St. Jago ist der Corrigidore sein Stellvertreter. Die königliche Schatzkammer wird von einem rechnungsverständigen Schatzmeister verwaltet, der die Abgaben der Indianer und andre Gefälle

dieses Königreichs einnimmt. Es ist zwar hier auch eine Inquisition aufgestellt, deren Mitglieder zugleich bey der großen Gerichtsstelle zu Lima angestellt sind; doch finden sich weit wenigere Menschenopfer dieses verabscheuungswerthen Instituts, als in Altspanien.

Jezt war alles zu unsrer Abreise nach Valparaiso, wo uns ein Schiff aufzunehmen bereit lag, fertig. Wir nahmen gerührt von der Familie des D. Henrico Abschied, welcher uns selbst zu den Hafen begleiten wollte. Wir verließen St. Jago den 13ten Jan. 1791, und langten in kleinen Tagreisen den 16ten in Valparaiso an. Widrige Winde hielten uns hier eine Woche lang auf, die D. Henrico anwendete, uns bey verschiedenen angesehenen Kaufleuten einzuführen, und uns einige Goldminen, welche zwischen diesen Hafen und Quilotta liegen, und Lavaderos heissen, zu zeigen. Sie liefern Goldstaub, und zuweilen auch Klumpen gediegenes Gold von beträchtlichem Werth.

Diese Lavaderos sind Löcher, welche von dem herabfließenden Regen ausgewaschen

worden, und wo man von der Farbe der Erde auf Gold schließt. Um nun das Metall zu entdecken, wird ein Wasserstrom durch diese Vertiefung geleitet, die Erde tüchtig aufgewühlt, damit das Wasser die Goldtheilchen in die gegebene Löcher führen soll.

Die hier und dort zerstreuten Landhäuser und Dörfer, die Menge mit Waaren beladener Maulthiere, das fröhliche Geschrey und Geplärr ihrer Treiber, die sich beständig auf dem Weg nach St. Jago begegnen, giebt der ganzen Gegend den heitern Anschein des Wohlstandes.

Der Wind hatte sich günstig für uns gedreht. Wir speisten daher zum leztenmal mit den ersten Kaufleuten des Platzes; und nachdem mich D. Henrico mit unbestimmten Creditbriefen nach Lima versehen hatte, nahm der Sohn von seinem verehrten Vater den zärtlichsten Abschied. Dieser übergab seinen Sohn noch einmal meiner Aufsicht und Vorsorge, mit der festen Ueberzeugung, wie er sich auszudrücken beliebte, daß ich es gewiß nicht an Aufmerksamkeit fehlen lassen würde, ihn seiner Bestimmung so nahe, als möglich, zu

bringen, und die auf einer so langen Reise unvermeidlichen Zufälle durch meine Theilnahme zu erleichtern.

Am 24sten Januar giengen wir an der Santa Cathalina, von 200 Tonnen, am Bord. Ein Eingebohrner von Lima, Pedro d'Aauga, eben kein Hexenmeister in der Schifffahrt, aber sonst ein gefälliger Mann und Gesellschafter, commandirte das Schiff. Der Eigenthümer desselben hatte ihm auf dringendes Bitten des D. Henrico Befehl ertheilt, meinem Rath so lange pünktlich zu folgen, bis wir den Hafen Callao erreicht haben würden. Kaum waren wir von der Rhede ausgelaufen, als mir Pedro Veranlassung gab, die mir gegebene Gewalt zu gebrauchen. Er segelte, nach Art aller Spanier, dicht am Ufer hin, und gab mir auf die Frage: ob er denn Willens sey, bis nach Callao an der Küste zu kleben? eine bejahende Antwort. Ich erlaubte mir die Bemerkung: daß wenn wir in die hohe See liefen, wahrscheinlich ein Südwest unsre Segel schwellen würde, während wir an der Küste Windstillen ausgesezt wären. Er nahm die Verschiedenheit meiner

Meinung von der seinigen gar nicht übel auf, sondern übertrug mir mit der größten Heiterkeit die Befehle über das Schiff. In Gemäßheit dieses Auftrags ließ ich das Steuerruder nach dem Wind richten, der uns mit vollen Segeln vom Land abtrieb, bis wir Juan Fernandez erblickten. Von hier steuerten wir Nordnordost, und wurden am 8ten Februar das hohe Land Nasca in einer Entfernung von 7 bis 8 Meilen gewahr. Hier legte ich das Schiffscommando wieder in die Hände des Sennor Pedro, der uns am 10ten Februar, Morgens, im Hafen von Callao vor Anker brachte.

Der Hafen und die Stadt Callao giebt ein den Seestädten eigenes Schauspiel von Getöse und Geschäftigkeit. Alle mögliche Bequemlichkeiten von Norden und Süden, alle europäische Waaren haben ihre Niederlage hier. Die leztern kommen über Panama und Porto Bello. Kaufleute von allen Seiten versammlen sich hier in Menge, und machen, in Verbindung mit denen von Lima, die beträchtlichste Messe von allen spanischen Besitzungen. Jedem Montag durchs ganze

Jahr wird hier ein Markt gehalten, wo alle Erzeugnisse dieses ungeheuren Landes zum Verkauf ausgestellt sind. Handelsleute strömen von allen Seiten herbey, laden ihre mit Waaren bepakte Maulthiere ab, und legen diese in den Waarenlagern der Besitzer dieser Lastthiere ein. Viele haben sich durch das Vermiethen dieser Maulthiere ansehnliches Vermögen erworben.

Sobald wir ans Ufer getreten waren, mietheten wir eine Kutsche, und fuhren darinn nach Lima, welches ohngefähr 6 Meilen ostwärts von Callao abliegt. Wir stiegen am Hotel des Don Juan de Velica, eines Mannes, den Geburt und Vermögen unter allen Kaufleuten auszeichnen, ab. Er las unsre Empfehlungsschreiben, und nahm uns nun mit den schmeichelnsten Kennzeichen von schätzender Aufmerksamkeit auf; Alphonso, der Pathe seiner Gemahlinn, Donna Hortensia, wurde von derselben mit Liebkosungen überhäuft; schon in der Kindheit, worinn sie ihn verließ, hatte sie die stärkste Neigung für ihn empfunden.

Don Juan wollte uns durchaus nicht gestatten, eine andre Wohnung zu suchen, und ließ sogleich einige Zimmer zu unsern Empfang bereiten. Während unsers Aufenthalts zu Lima wurden wir von ihm dem Vicekönig vorgestellt, welcher uns sehr gnädig empfieng; es blieb fast kein Haus von Bedeutung, in welches wir nicht eingeführt worden wären. — Ein großer Theil des peruvianischen Adels hat Lima zum Wohnort gewählt; eine Menge, mit Grafen- und Marquistiteln geschmückt; auch Ritter vom Militairorden, und viele andre, nicht weniger verehrungswerthe Familien von Privatpersonen, leben hier mit großem Pracht und Aufwand. Besonders zeichnen sich 24, zwar titellose, jedoch sehr begüterte Herren aus; verschiedene unter ihnen besitzen Familienlandsitze, deren Erwerb sich in die grauesten Zeiten verliehrt. Einer davon kann seinen Ursprung mit unläugbarer Gewißheit von den Incas herleiten. Sein Familienname ist Ampuero, wie einer der spanischen Generale nach Eroberung dieses Landes, welcher in die Familie der Incas geheyrathet hat. Die

spanischen Monarchen haben sie immer durch Privilegienertheilung, wegen ihrer alten und hohen Geburt, ausgezeichnet. Viele unter den Adel und Personen des ersten Rangs in Lima haben sehr ängstlich gesucht, Verbindungen mit ihnen einzugehen, und so haben sie sich durch Ehebündnisse an die ersten spanischen Familien angeschlossen. Diese Peruaner führen ein glänzendes Leben, voll Prunk; eine Menge Sklaven führt ihren Zug an, drey beschließen ihn hinter der Kutsche. Bemerkenswerth macht sie ihr feines, sanftes Betragen; sie kennen weder augenblicklichen Zank, noch gar fortgesezte Rechtsstreitigkeiten.

Lima ist sehr ansehnlich bevölkert; man rechnet nur allein seine weissen Bewohner, meist Spanier, auf mehr denn 20000; hierzu kommt noch eine weit beträchtlichere Anzahl von Negern, Mulatten und ihren fernern Abstufungen, welche größtentheils Künstler und Handwerker sind. Die Europäer verachten nicht etwa diese Beschäftigungen, und halten sie ihrer unwürdig; jede Beschäftigung, wodurch sich Reichthum erwerben läßt,

der doch einmal von allen gesucht wird, ist ihnen gleich, ohne zu untersuchen, ob Neger und Mulatten sie ergriffen haben. Diese leztern sind jedoch, samt ihren verschiedenen Gattungen, die lezte Klasse der Einwohner, und in Vergleichung mit der zweyten Klasse auch die kleinste. Sie werden zu Verrichtung häuslicher und körperlicher Dienste gebraucht, z. B. alle Arten von Vorräthen zu Markte tragen ꝛc.

Der Anzug der Männer unterscheidet sich wenig von dem Schnitt der spanischen Mannskleider; selbst der Rang und Stand macht in der Kleidung keinen Unterschied. Jedermann kauft sich nach seinem Geschmack und dem Gehalt seiner Börse. Es ist gar nicht ungewöhnlich, einen Handwerker im Putz mit den ersten und größten Personen in Lima, wegen seiner reichen, kostbaren Kleidung, zu verwechseln. Sie putzen sich im Allgemeinen gern, und kein Ort ist so geschickt, als Lima, diese Neigung zu befriedigen; mit Recht nennt man diese Stadt die Eitelkeitsmesse (Vanity Fair); denn die schönsten, kostbarsten und zierlichsten Erzeugnisse der Kunst und des Ge-

schmacks sind hier im Vorrath anzutreffen; nicht allein die entlegensten Theile dieses Reichs, sondern Asia und Europa liefern die kostbarsten Sachen in großer Menge, welche um ungeheure Preiße verkauft werden. Ihre Kleider nehmen sie so wenig in Acht, daß sie bald gezwungen sind, sie abzulegen. Die Damen sind hier noch viel verschwenderischer, als die Männer; und da ihr Anzug mehr Besonderes hat, das nur diesem Land eigen ist, so will ich bey der Schilderung desselben mehr ins Detail gehen.

In ihrem Anzug liegt eine Leichtigkeit, welche mit der den Spaniern natürlichen Würde und Steifheit so sehr contrastirt, daß sie sich anfangs nur mit Widerwillen dazu bequemen. Er besteht aus einer Chemise; einem Unterrock von baumwollenem Zeug; einem offenen Kleid und einem darüber gezogenen kurzen Jäckchen, welches im Sommer von feinem Mouselin, im Winter aber von Tuch getragen wird; der Unterrock reicht nur bis an die Wade, ein reicher Spitzensaum läßt sich daran bis auf die Knöchel herab, durch welchen ihre reich mit Gold und Silber durch-

würkten Strumpfbänder durchschimmern. Das Oberkleid ist von Samt, oder einem andern reichen Zeug, mit schönen auserlesenen Franzen geziert; die Aermel der Chemise sind sehr lang, und verschwenderisch mit Spitzen besezt, buntschäckigt, und doch geschmackvoll; das darübergezogene Jäckchen hat weite, offene Aermel, und ist ebenfalls an den Näthen mit Spitzen garnirt; Bänder halten den Leib zusammen, ist es aber vorn nicht zugebunden, so wird es luftig an den Schultern aufgesteckt. Wer sollte glauben, daß ein solches Ganze sehr gut kleidet? Im Sommer tragen sie noch einen Schleyer vom feinsten Cambray, sorgfältig mit Spitzen besezt.

In der Wahl ihrer Spitzen sind sie sehr umständlich. Was nicht Valenciennes und Brüssel rc. liefert, schämen sie sich zu tragen. Ihr Kopfputz ist nicht weniger bemerkenswerth, da sie ihr glänzend schwarzes, bis an den Gürtel reichendes Haar so gut zu ordnen verstehen. Ein goldner Kamm, auf beyden Seiten mit Brillianten besezt, hält ihre Flechten zusammen, welche noch gedoppelt auf die

Schul-

Schultern herabhängen. Im Vorderhaar tragen sie Diamantnadeln zwischen ihren schwarzen Locken. Ihre Ohrringe sind Brillianten vom ersten Wasser; diese und ihre Arm- und Halsbänder, Schnallen, Gürtel und Ringe streuen vom Kopf bis zum Fuß Glanz über sie aus. Man hat berechnet, daß viele dieser Damen, wenn sie zu einer öffentlichen Gesellschaft angezogen waren, 30000 bis 40000 Kronen an Werth an sich getragen haben. Dieser Umstand gewinnt für den Ausländer an Merkwürdigkeit, je wenig seltener er ist.

Bald wäre mir bey Aufzeichnung der Eigenheiten der limaischen Damen eine entwischt. Der große Werth, welchen sie in einen kleinen Fuß setzen, eine Sonderbarkeit, die ich immer für ausschließliches Eigenthum der Chineser hielt; in der frühesten Kindheit tragen sie Schuhe, die den Fuß so zusammenpressen, daß er nicht über das vor schön gehaltene Maas hinauswachsen darf. Auch haben nur wenig längere Füße, als 6 Zoll, und die spanischen Damen haben in ihren Augen

weiter keinen Fehler, als so große Füße, in Verhältniß zu den ihrigen, zu haben. Ihre Schuhe haben nur ganz kleine, oder vielmehr gar keine Sohlen, denn Sohle und Oberleder sind aus einem Stück Corduan geschnitten; sie sind vorn an den Zehen so breit, wie hinten an der Ferse. Die Vornehmen tragen Schnallen von Diamanten, die aber mehr zur Pracht, als zum wirklichen Gebrauch dienen, da ihre Schuhe, wegen ihrer Elasticität, gar nicht vom Fuß weichen. Crispins Söhne kennen die Schwäche ihrer schönen Kunden zu gut, um sie nicht zu ihrem Vortheil zu benutzen. Der gewöhnliche Preiß ist 3 1/2 Krone für ganz einfache Schuhe; für gold- und silbergestickte aber 8 bis 10 Kronen. Die höhern Stände tragen sie nach europäischer Mode, doch mit silbernen Absätzen; dieß verursacht auf dem Pflaster einen hellen Schall, der, verbunden mit der Kleinheit der Füße, Fremden ein neues bezauberndes Schauspiel gewährt.

Die Damen sind von Natur lebhaft, voll Feuer, und ganz ungezwungen, ohne die

Gränzen der erlaubten Freyheit zu überspringen und in Leichtfertigkeit auszuarten. Sie lieben die Musik ausserordentlich, so daß beynah keine zu finden ist, die nicht irgend ein Instrument spielte; sie singen auch im Ganzen recht gut, und auf ihren gar nicht seltenen Tänzen zeichnen sie sich durch das Grazienhafte ihrer Personen und die Behendigkeit ihrer Bewegungen ebenfalls vortheilhaft aus. Putz, Freude und Lustbarkeit sind überhaupt herrschende Neigungen der limaischen Damen.

Der natürliche, gute, durchdringende Verstand der Einwohner von Lima wird größtentheils durch Gelehrte, die aus Spanien hieher gezogen werden, zur höhern Vervollkommnung gebracht; ihren häufigen Zusammenkünften liegt noch der Zweck unter, ihren Geist zu bilden, und dem Wetteifer, sich in diesem angenehmen Kreiß auszuzeichnen, verdankt mancher glückliche Gedanke, manche feine Wendung seine Entstehung.

Das Betragen des Adels ist ganz seinem Rang und Vermögen entsprechend. Ein ein-

nehmendes, höfliches Benehmen glänzt aus allen seinen Handlungen hervor, und seine Gefälligkeit und Gastfreundschaft gegen Fremde kennt keine Gränzen. In seiner Aufnahme vermißt man Schmeicheley so wohl, als stolze Zurückhaltung, und jeder Fremde, der aus Wißbegierde oder Handelsursachen hier einspricht, verläßt Lima bezaubert von der Freygebigkeit und sittlichem Anstand seiner Bewohner.

Die Weiber sind im Allgemeinen von mittlerer Größe, wohlgestaltet, angenehm, und durch ihr dunkles Haar und Augen, aus welchen Würde hervorstrahlt, wirklich schön. Ihre körperlichen Reize werden noch durch die Vollkommenheiten ihres Geistes erhöht. Sie besitzen eine so wohl gemäßigte Leichtigkeit im Benehmen, die zur Liebe einladet, und in demselben Augenblick die Wünsche in den Schranken der Ehrfurcht zurückhält. Das Bezaubernde ihres Umgangs läßt sich nur fühlen, nicht beschreiben, so richtig sind ihre Begriffe, so rein ihr Ausdruck, so viel Grazie liegt in ihrem Betragen, daß viele Europäer, uneingedenk ihrer Verbindungen im

Vaterland diesem Zauber folgen, sich hier verheyrathen und niederlassen.

Diese liebenswürdigen Eigenschaften verdunkelt jedoch ein Fehler, — sie sind zu sehr mit ihren Trefflichkeiten vertraut. Diese Bekanntschaft hat ihnen einen Anstrich von anmassendem Stolz gegeben, der selbst vor ihrem Gatten sich nicht beugt; vielmehr giebt ihnen ihre Gewandheit in der Ueberredungskunst, durch Schmeicheleyen, ein solches Uebergewicht, daß sie ihrer eignen Willkühr überlassen sind.

Die Eingebohrnen besitzen einen großen Theil von Stolz, so daß Befehle, mit Hochmuth ertheilt, ihr Ehrgefühl empören; wenn sie im Gegentheil sanftern, herablassenden Vorstellungen unbedingten Gehorsam und Unterthänigkeit zollen. Ein artiges Benehmen bringt sie zur Entzückung, und nicht leicht verlöschen solche gegebene Kennzeichen des Wohlwollens in ihrem Andenken. Sie sind tapfer, und ihre Ehre ist unbefleckt; sie beleidigen nicht, und heben mit ihren Beleidigern auf, und leben zusammen heiter und verträglich. Die weniger gesitteten Mulatten

sind hochmüthig und unruhig, doch haben diese Laster weniger schlimme Folgen, als man von einer so volkreichen Stadt erwarten sollte.

Lima liegt mitten in einem ausgebreiteten Thal, welches gegen Norden von den Anden begränzt wird; von hieraus lehnen sich auch einige Hügel an die Stadt, die nahesten heißen St. Christophorus und Amancaes. Der Fluß Lima bespült die Stadtmauern, über welche eine geräumige und und geschmackvolle steinerne Brücke gebaut ist; am Ende derselben ist eine Schleuse, die den Eingang in die Stadt bildet, und zuerst auf den großen viereckigten Platz führt, worauf ein Brunnen steht, welcher einige Aehnlichkeit mit dem zu St. Jago hat; an Größe und Arbeit aber jenen weit übertrift. Aus der Mitte ragt die Bildsäule der Fama von Bronze hervor; ihrer Trompete und den Rachen der acht sie umgebenden Loiren entströmt das Wasser. An der Ostseite dieses Vierecks steht die Domkirche und der erzbischöffliche Pallast; an der Nordseite der Pallast des Vicekönigs, die verschiedenen Gerichtshöfe, die königlichen Rentheinnahmen

und das Staatsgefängniß; an der Westseite das Rathhaus und das gemeine Gefängniß; die Südseite füllen Privathäuser aus. Sind sie gleich nur ein Stockwerk hoch, so geben doch die massiven Fronten, so wie die im Ganzen herrschende Symetrie, ein gefälliges Ansehen. Die Stadt ist in Form eines Triangels gebaut. Die längste Seite, oder seine Basis, dehnt sich an dem Ufer des Flusses aus. Eine Mauer von Backsteinen umgiebt sie, und ihre Seiten decken 34 Basteyen, die jedoch weder mit platten Dächern noch Schießscharten versehen sind, da sie bloß den Schutz der Stadt gegen einen plözlichen Anfall der Indianer beabsichtigen. Die Häuser sind meist niedrig, bequem eingerichtet, und sehen nicht übel aus; die Straßen sind breit, luftig und rechtwinklicht, gut gepflastert und von abgeleiteten Armen des Flusses gewässert. Gegen die Ost- und Westseite giebt es eine Menge Obst- und Küchengärten, und die meisten ersten Häuser haben auch freye Plätze zur Belustigung, die durch Kanäle Kühlung erhalten, wo man seine Gesellschaft empfängt.

Die Stadt ist in 5 Pfarreyen abgetheilt, deren Kirchen groß, und durch Mahlereyen verschönert sind; besonders kann man sich nur durch den Augenschein von der Cathedral- und Jesuiterkirche einen richtigen Begriff entwickeln, da der darinn angebrachte Prunk jede Beschreibung verdunkelt. Die Altäre von ihren Stufen bis zu den Gemählden, sind mit Silber belegt, welches auf die verschwenderisch- geschmackvollste Art gearbeitet ist. Die Wände mit Samt, oder reichen Tapeten, mit silbernen oder goldenen Franzen behängt, und auf diese Wandbegleitung mit verschiedenen Figuren von Silber gestickt. Der Schmuck der Altäre ist nicht weniger reich und prächtig. Zwey Reihen von silbernen Leuchtern, 6 Fuß hoch, stehen vom Chor bis an die Kirchthür. An jeder Seite des Piedestals sind große Armleuchter von demselben Metall, auf welchen kleinere Leuchter ruhen, welche von Engeln, die in Reihen durch die ganze Gallerie stehen, getragen werden. Genug, das kostbarste Metall ist hier mit einer Verschwendung angebracht,

welche die Augen blendet und jedem Seher Verwunderung entlockt.

Die ersten und vornehmsten Klöster sind groß, bequem und luftig. Die Portale haben ein majestätisches Ansehen; die Säulen sind von Holz, und mit Sorgfalt behauen; sie stellen so täuschend steinerne Säulen vor, daß nur das Anfühlen den Irrthum zerstört. Diese Nachahmung hat nicht etwa Sparsamkeit zur Veranlassung, sondern die möglichste Verhütung, von den Erdbeben nicht zerstört zu werden, wovon diese Stadt die traurigsten Beyspiele liefert.

Auch die Häuser sind von sehr leichten Materialien erbaut, die aber so zubereitet sind, daß sie das Gepräge der Dauer und Größe tragen. Sie bestehen größtentheils aus Holz mit ineinandergefügten Queerbalken. Die Wände bestehen aus geflochtenem wilden spanischen Rohr (Canna Indica) und rothen Wasserweiden (Salix aquatica), diese werden mit Lehm überzogen, welcher alsdann Steinfarbe erhält. Die Wände und Säulen werden dann mit Kranzleisten geziert, gewölbte Gänge angelegt, so daß das Ganze

einen Fremden leicht überreden kann, es bestehe aus dem Material, dessen Farbe es nachahmt. Auf diese Weise sind die Häuser weit sicherer, als wenn ihre Bauart solider wäre; denn so giebt das ganze Gebäude den zitternden Bewegungen der Erde nach; selbst die Grundlage, welche mit den verschiedenen Theilen des Baues in Verbindung steht, folgt dieser Bewegung, und so wird das ganze Nachgebende aufrecht erhalten.

Die Regierung des Vicekönigs läuft mit jedem dritten Jahr zu Ende. Diese Würde trägt auf jedem, der damit bekleidet ist, alle königliche Vorrechte über. In allen Geschäften, sie betreffen nun zunächst den Staat oder das Militair, oder das Privateigenthum der Staatsbürger, ist der Vicekönig unumschränkt, so daß die Würde des Titels dem Umfang und der Gewalt der Stelle angemessen ist. Er hat seine Leibwache zu Pferd und zu Fuß, welche blaue Uniformen, roth aufgeschlagen, trägt; die Officiere haben sie reich mit Silber gestickt und carmoisinrothe mit Gold durchwirkte Samtwesten. Diese haben den Dienst im Pallast und den Zimmern, welche zum

Audienzsaal führen. Jeden Tag giebt der Vicekönig öffentliche Audienz, wo jederman aus allen Ständen Zutritt hat. Zu diesem Ende sind drey große geräumige Zimmer bestimmt. In dem ersten hört er die Indianer und andre Gattungen von ihnen an, dieses ist mit den Gemählden der Vicekönige, seiner Vorgänger, behängt. Im zweyten empfängt er Leute vom Stand, und im dritten nimmt er, unter einer prächtiggestickten Decke, von den Gemählden des regierenden Königs und der Königinn von Spanien umgeben, den Besuch von Damen an, die ihn, ohne gesehen zu werden, sprechen wollen.

Ein Staatssecretair besorgt die Regierungsgeschäfte; er wird von einem beygegebenen Secretair unterstützt, dessen Amt ist, die Befehle, welche Pässe betreffen, und an jedem Corrigidore gehen, auszufertigen. Der Staatssecretair besezt alle erledigte Justizbedienungen auf eine bestimmte Zeit von zwey Jahren, so wie auch die Stellen im Magistrat, wozu vom König, nach Verstreichung ihrer Amtszeit, noch kein Subject ernennt ist. Wirklich ist dieser Posten der Kanal,

durch welche alle Regierungsgeschäfte gehen.

Da eine Beschreibung jedes einzelnen Amtes, es betreffe nun Justizverwaltung oder Einnahme königlicher Gefälle ꝛc. diesen Bogen eine Ausdehnung geben würde, die nicht in meinem Plan liegt, so will ich mit einer kurzen Uebersicht der Produkte und der Cultur, mit Rücksicht auf die bestehenden Handelsverhältnisse, diesen Brief schließen.

Eine Fruchtbarkeit, die den Neid andrer fruchtbaren Gegenden zu erregen fähig wäre, zeichnet auch Lima aus. Jede Gattung Getraide liefert der Boden im Ueberfluß. Mit den mannigfältigsten Früchten sind die Bäume beladen. Der Mangel an Regen ließe hier einem Fremden gerade das Gegentheil erwarten; allein Kunst und Fleiß ersetzen die von der Natur versagte Feuchtigkeit, und in der fortwährendsten Dürre grünen die frechsten Saaten.

Sie haben zahlreiche Olivenpflanzungen, die höher, größer und dickbelaubter sind, als die europäischen. Der Pflug bleibt hier ohne alle Anwendung. Ihre ganze Kultur besteht

darinn, daß sie die an den Wurzeln der Bäume, zu Auffassung des Wassers, gemachten Löcher immer offen erhalten und diese Wasserleitungen reinigen. Alle 3 bis 4 Jahre hauen sie die überflüssigen Arme und Aeste ab, und bahnen sich so den Weg zu den Früchten. Eine Menge der schönsten Oliven belohnt den Einwohnern diese kleine Bemühung. Die an die Stadt gränzende Gegend ist mit Gärten bedeckt, welche die meisten europäischen Früchte und Kräuter liefern; auch amerikanische und westindische Gewächse blühen hier in Menge. Da das ganze Jahr beynahe in einem fortdauernden Sommer besteht, und die Jahreszeiten nur nach der verschiedenen Lage der Gegenden, von den Thälern, welche den Cordillaros gegen die See hin zur Basis dienen, bis zu den Gebirgen, wechseln, so folgen die Früchte beständig auf einander. An das Ende der Fruchtzeit in den Thälern knüpft sich der Anfang der Fruchtreife auf den Gipfeln der Berge, welche ebenfalls nach Lima geschafft werden, welches nicht sehr entfernt liegt; so wird die Stadt ununterbrochen mit Früchten versehen, Melonen und

Trauben abgerechnet, welche in den Gebirgen nicht zur vollkommenen Reife gedeihen.

Unter den verschiedenen Gattungen von Trauben zeichnet sich die italienische durch ihre Grösse und ihrem Wohlgeschmack aus. Die Weinstöcke breiten sich auf der Oberfläche des Bodens aus, welcher gerade hierzu geeignet ist, und treiben bey geringer oder gar keiner Wart und Pflege zum Erstaunen.

Der Boden ist sandigt und steinigt, vorzüglich wechseln Kiesel- und andre glatte Steinchen mit einander ab, welche das Reisen, sowol zu Fuß als zu Pferd, unbequem machen.

Es ist noch von einem so eisernen Boden bemerkenswerth, daß er ausserordentlich quellreich ist, und überall nicht mehr denn 5 Fuß tief Wasser gefunden wird. Diese Sonderbarkeit läßt sich auf zweyerley wahrscheinliche Arten erklären: einmal, daß der löcherichte Boden die austretende See auf eine große Weite einsaugt; das anderemal, daß die in die Thäler sich ergießende Gebirgsströme von den unterirrdischen Adern aufgefangen werden, und darinn ihren Lauf fortsetzen, weil der Boden nur 3 bis 4 Fuß tief

Steine enthält, und darunter eine veste Masse ausmacht, folglich zieht sich das Wasser durch den steinigten Boden, als den porösesten Theil, und fängt seinen unterirrdischen Lauf an, ohne die Oberfläche zu befeuchten. Diese unsichtbaren Kanäle veranlassen ohne Zweifel die große Fruchtbarkeit, und bezeichnen die gütige Nachsicht des weisen Schöpfers, welcher dem Einwohner, die durch den Wassermangel ohnfehlbar entstehende Unfruchtbarkeit, durch die in den Eingeweiden der Erde verschlossenen Gebirgs Flüsse, abwendet.

Die Stadt Lima glänzt nicht allein als Hauptstadt von Peru; sie ist auch als Mittelpunkt des Handels und die Hauptniederlage des ganzen Königreichs bemerkenswerth. Erzeugnisse aus allen Theilen der Welt bringen die Registerschiffe hieher, welche von hier aus in die entlegensten Provinzen vertheilt werden. An der Spitze des Handels steht das Tribunal (del Consulado), welches wieder Untercommissärs in alle Städte von Peru anordnet. Aller Reichthum der südlichen Provinzen wird nach Lima gebracht, und

von da auf die Silberflotte eingeschifft, welche von Callao nach Panama segelt. Dieselbe Flotte läuft wieder im Hafen von Paita ein, und sezt da die kostbarsten europäischen Güter ans Land, um zu vermeiden, daß sie nicht nach Callao zu segeln braucht, und die Waaren nach Lima auf Mauleseln bringen lassen muß.

Sobald die Kaufleute in Lima anlangen, übergeben sie ihren Correspondenten ihre Waaren in Commission; den Ueberrest legen sie in Waarenlager nieder, um ihn für ihre eigene Rechnung, an die sich hier versammelnden Handelsleute verabfolgen zu lassen. Manche senden auch Waaren an ihre Factoren in den innern Provinzen, wo ihnen denn nach Lima der Erlös in Silberstangen zugeschickt wird. Diese Kaufleute haben daher doppelten Profit: der eine liegt im Absatz der Güter; der andre in dem Silber, welches sie immer um einen geringern Preiß annehmen, als sie es wieder ausgeben. Dieser Handel kann daher bloß als eine Austauschung gegenseitiger Bequemlichkeiten angesehen werden.

Die

Die benachbarten Küsten versehen Lima mit Wein, Brandtewein, Rosinen, Oliven und Oel. Die Weine sind theils weiß, theils blaß-, theils dunkelroth; einige derselben sind sehr wohlschmeckend, stark, und ermuntern zur Freude. Der beste kommt von Chili. Brandtewein liefert P i s c a ziemlich gut. Rum trift man nur in den ersten Häusern an, welche denselben zum Geschenk erhalten.

Don Alphonso war unermüdet, während unsers sechswöchentlichen Aufenthalts in dieser Hauptstadt, sich Kenntniß von allen Dingen zu verschaffen, welche seine Erfahrungen bereichern konnten. Die Morgenkühle bestimmten wir zu kleinen Reisen in die umliegenden Gegenden, wovon er keinen Winkel undurchsucht ließ; zu Mittag besuchten wir die Gerichtshöfe, Handlungshäuser und Municipalitäten; der Nachmittag und Abend war dem Vergnügen geweiht; und ehe wir uns zur Ruhe begaben, wandte D. Alphonso noch einige Stunden dazu an, seine Bemerkungen über die Vorfälle des Tags zu Papier zu bringen.

Jezt war die zu unserm Aufenthalt bestimmte Zeit verlaufen; wir nahmen daher vom Don Juan und seiner Familie Abschied. versahen uns mit den nöthigen Pässen und Empfehlungsschreiben, und sezten hierauf unsre Reise nach Quito zu Land fort. Dabey benutzten wir die Rückreise eines Couriers, welcher dem Vicekönig Depeschen von Quito überbracht hatte.

Siebenter Brief.

Unsre Reisegesellschaft bestand, ausser mir, in dem Courier, Don Alphonso, zwey Bedienten, die wir von St. Jago mitgebracht hatten, und dem Maulthiertreiber, zu Besorgung derer mit Lebensmitteln und einem Zelt beladenen Maulthiere. Dieses leztere hatten wir zum Schutz gegen die große Hitze, die uns nicht immer zu reisen erlaubte, mitgenommen. Am 24sten März, mit Tages Anbruch, sezten wir uns im Marsch, und erreichten bald den Fluß Passamajo, über welchen wir fezten, und noch denselben Abend in Chancay, ohngefähr 30 Seemeilen von Lima, anlangten. Die Stadt ist ziemlich bevölkert; sie hat ohngefähr 300 Häuser und indianische Hütten durcheinander. Viele Einwohner sind Spanier, von guter Geburt und Vermögen. Der Corrigidore nahm uns mit vieler Gastfreundschaft auf, und versorgte uns auch mit

frischen Maulthieren. Am folgenden Morgen, nach eingenommenem Frühstück, begleitete er uns bis Guara, welches wir aber erst um Mitternacht erreichten, da es wol 40 Seemeilen entfernt lag. Diese Stadt besteht aus einer einzelnen Straße, die ohngefähr 2/3 Meilen lang ist und beyläufig 200 Familien enthalten mag. Hier ist auch eine Pfarrkirche und ein Franciskanerkloster. Die Straße, welche zur Stadt führt, zeigt auf beyden Seiten die schönsten Pflanzungen. Die Gegend nach Osten ist, so weit das Auge reichen kann, mit Zuckerrohr, auf der westlichen Seite sind die Felder mit Waizen, Maiß und anderm Getraide angefüllt; genug, alles trägt zur Verschönerung des Ganzen bey. Am folgenden Tag erreichten wir Patavirca, nachdem wir zuvor, unter der Leitung von Wegweisern, (Chimbaderes) über den Fluß Baranca gesezt hatten. Wir aßen in der Stadt gleiches Namens zu Mittag. Dieß ist ein kleiner Ort, von ohngefähr 40 Häusern, welche meist Landeseingebohrne bewohnen. Ganz nahe an dieser Stadt zeigt man die Ruinen eines indianischen Gebäudes, und

seine Größe bestättigt die Sage der Eingebohrnen, daß es ein Pallast der alten Fürsten dieses Landes gewesen sey. Den 27ten kehrten wir in Callejones, einem armseligen Dörfchen, wo wir kaum Wasser für uns und unsre Maulthiere haben konnten, ein; wir verließen diesen Ort, und kamen endlich nach einer mühseligen Tagreise von 40 Meilen, mit abwechselnden schroffen Abgründen und sandigten Ebenen, in einer Schenke (Tambo) an; nach eingenommener Erfrischung reisten wir noch bis in die kleine Stadt Guarmo, wo wir übernachteten.

Am folgenden Tag hatten wir eine besonders mühselige Reise über große Berge, die mit lockern Steinchen bedeckt waren; dieß machte den Weg so beschwerlich, daß wir in einer Pflanzung einkehrten, und den ganzen Tag daselbst zubrachten. Am 31sten rückten wir bis auf ein kleines Dörfchen, von ohngefähr einem Dutzend Häusern, vor, welches Casma la Baxa hieß; am folgenden Tag, Nachmittags, kamen wir an ein von den Incas, zur Bequemlichkeit der Reisenden, erbautes Wirthshaus (Tambo). Eine ein-

zeln liegende Hütte an den Ufern des Flusses ist die ganze Einrichtung; wir fanden hier sehr wenig, was unsre Aufmerksamkeit hätte fesseln können; erreichten daher um Mitternacht die Stadt Santa. Die Leute in dem Tambo waren so schwer zu wecken, daß wir beynah den Rest der Nacht hätten auf der Gasse zubringen müssen; eben als wir uns einen Platz ausersehen wollten, das Zelt aufzuschlagen, öfnete sich die Thür, und uns so gut, als unsern Maulthieren, wurde ein Strohlager bereitet, auf welchem wir herrlich bis am Morgen schliefen. Nach eingenommenem Frühstück machten wir einen Spaziergang an die Seeseite, um die Ruinen des alten Santa zu sehen, welches ein englischer Seeräuber, mit Namen Davis, zerstörte, und die Bewohner zwang, sich einen sicherern Ort zur Wiederaufbauung zu suchen.

Santa ist ein armseliges Städtchen, von ohngefähr 630 Häusern, wovon die meisten mit Stroh bedeckt sind; es wird von Indianern, Mulatten ꝛc. bewohnt. Auf der Fortsetzung unsrer Reise mußten wir den Fluß Santa, der über 1 1/4 Meile breit, und sehr

reissend ist, passiren. — Am Ort, wo die Ueberfahrt ist, halten viele Wegweiser auf den dürresten Pferden, die ich je gesehen, und welche in den Fluß getrieben werden, um seinen reissenden Lauf in etwas zu hemmen. Diese Ueberfahrt ist mit Gefahr verknüpft; wenn die Sandbänke losgerissen werden, welche das Bett des Flusses ausmachen, so schwemmt der Fluß die Wegweiser auch mit sich fort. Wir kamen wohlbehalten hinüber, und schliefen in dem ärmlichen Tambó de Chao; von da gieng es nach Biru, welches ohngefähr 15 Seemeilen entfernt liegt. Unser dermaliger Weg führte uns ganz angenehm an dem Ufer eines Flusses hin, dessen mäanderähnliche Krümmungen die umliegende Gegend erfrischen und befeuchten. Wir hatten noch 10 Seemeilen zurück zu legen, ehe wir Truxillo erreichten; da trafen wir den (Alcaide) Stadtrichter von Mochè, welcher zufällig hier war, und uns zu einem zweytägigen Aufenthalt bestimmte. Dieser Mann verdankte dem Einfluß des Don Juan seine gegenwärtige Stelle. Einer unsrer Diener, welcher ihn kannte, sagte ihm unsre

Namen und Verhältnisse. Dankbarkeit war ein hervorstechender Zug in dem Charakter dieses Spaniers, und er blieb demselben auch gegen uns, als die Freunde seines ehmaligen Gönners, treu, und bewies uns alle Aufmerksamkeit, die nur hochachtender Freundschaft eigen ist. Wir giengen nun in Begleitung unsrer neuen Bekanntschaft, des Don Jerome, nach Mocè, brachten eine Nacht unter seinem gastfreundlichem Dach zu, und gelangten des andern Tages nach Truxillo.

In den von Lima bis hieher durchreisten Städten fanden wir eine Menge Lebensmittel: Fleisch, Federvieh, Brod, Obst, Wein, gut und wohlfeil; allein wir hätten unser Essen selbst zubereiten müssen, wenn unsre Diener nicht dieser Mühe uns überhoben hätten; denn Reisende finden in den wenigsten Orten eine Person, die diese Besorgung über sich nehmen mag, die Städte vom ersten und zweyten Rang abgerechnet, wo die Wirthe den Tisch besetzen. In kleinern Städten und Dörfern liefert ein solcher Tambo nichts, als Schutz gegen die Witterung; die Reisenden

müssen nicht nur ihre Mundvorräthe, sondern auch das nöthige Kochgeschirr, mit sich führen. In dem ärmsten Dörfchen kann man zahme Vögel, Tauben und Gänse ꝛc. kaufen, und in den angebauten Gegenden giebt es Turteltauben im Ueberfluß, die sich ganz allein von Baumfrüchten und Maiß nähren; sie vervielfältigen sich auf eine wunderbare Art; die Jagd derselben gewährte uns eine vortreffliche Ergötzung. Auf unsrer ganzen Reise fanden wir keine andre Gattung von Vögeln; noch weniger kamen wir durch Raubthiere und giftige Schlangen in Gefahr; bloß die Mosquito's stören die Ruhe der Reisenden.

Die Stadt Truxillo verdankt ihren Ursprung dem Erbauer von Lima. Obgleich der Boden sandig ist, so hat doch ihre Lage nichts Unangenehmes; sie dehnt sich in ein Thal, Chimo, aus, bis ohngefähr 1 1/2 Meile an die See, und ist mit einer Mauer von Backsteinen umgeben. Zwey Meilen weiter, nordwärts, liegt der Hafen Guanchaco, welches der Kanal des ganzen Seehandels ist. Die Häuser sind ziemlich hübsch, meist von Back-

steinen, mit Balkons und Säulengängen geziert, aber wegen der häufigen Erdbeben nur ein Stockwerk hoch. Der Corrigidore des ganzen Departements hat hier seinen Wohnsitz. Alles, was in seinen Kräften stand, hieng von unsern Wünschen ab. Man trift nach Lima hier die größte Anzahl Spanier an, worunter sich auch viele reiche und angesehene Familien befinden; sie schienen mir gesprächig, freundschaftlich und aufrichtig. Anzüge und Gebräuche sind beynah ganz von Lima entlehnt, nur mit dem Unterschied, daß ihre Kleider weniger kostbar sind.

In diesem Himmelsstrich findet sich schon ein merklicher Unterschied zwischen Winter und Sommer. Ersterer ist ziemlich gelind, lezterer aber bringt die drückendste Hitze mit. Das Land ist sehr fruchtbar: es liefert Zuckerrohr, Maiß, Früchte, Zugemüß im Ueberfluß; auch große Wein- und Olivengärten findet man hier. Die an die Berge stoßende Felder geben Waizen. Die Kunst hat auch der rohen Natur die Hand gereicht: Kühle Lustwäldchen und reizende Spaziergänge, auf beyden Seiten mit schattigen Bäumen bepflanzt,

umgeben die Stadt; selbst ihre Gärten tragen das Gepräge der sorgfältigsten Kultur. Dieses alles, in Verbindung mit dem immer unbewölkten Himmel, gewährt dem Einwohner und reisenden Fremden einen angenehm-überraschenden Anblick.

Wir blieben ohngefähr eine Woche in Truxillo, mietheten uns frische Maulesel, versahen uns mit Vorräthen von Lebensmitteln und einem Wegweiser, und verließen es den 11ten April mit Tags Anbruch; erreichten auch noch demselben Abend Chocope, welches 11 Seemeilen davon entfernt liegt. Der Courier hatte seiner Weg ohne uns fortgesezt.

Chocope wird ohngefehr von 60 Familien bewohnt. Denkwürdigkeiten darf man hier nicht suchen, eine merkwürdige Begebenheit abgerechnet, die sich vor einem Jahrhundert zugetragen haben soll, und welche die Tradition auf folgende Art aufbewahrt hat. Um 4 bis 5 Uhr Abends fiel 40 Nächte hindurch ein Regen ein, der bis um dieselbe Zeit am Morgen ohne Aufhören fortdauerte; den ganzen übrigen Tag war der Himmel rein

und wolkenleer. Diese zweyte halbe Sündfluth zerstöhrte alle Gebäude, und zum größten Erstaunen der Einwohner drehte sich der Südwind nicht nur nicht, sondern hob ganze Staub- und Sandwolken in die Höhe, ob dieser gleich durch den unaufhörlichen Regen naß und schwer geworden war. Zwey Jahre nachher dauerte ein ähnlicher Regen 10 bis 12 Tage, war aber nicht so Unglück bringend für die Einwohner. Seit dieser Zeit, und auch vor derselben, hat sich nichts ähnliches wunderbares ereignet.

St. Pedro war unser nächster Ruhepunkt. Hier ist ein Augustinerkloster, welches aber nur aus drey Mitgliedern besteht, nehmlich aus dem Prior, Priester und Vicarius. Die Gemeinde zählt ohngefehr 150 Familien, hauptsächlich Indianer und ihre Stämme. Es liegt an dem Ufer eines Flusses, welcher Pacasmayo heißt. Getraide und Früchte giebt es auch hier im Ueberfluß.

Wir sezten nun über den Fluß Xequetique, reisten dann neben der Seeküste hin, und nahmen unser Quartier in Las Lagunas; des folgenden Tages gegen Mittag langten wir

in Lambayeque an. Ihre Bevölkerung verdankt diese Stadt den Einwohnern von Sano, welche nach dessen Zerstöhrung von den Engländern hieher ihre Zuflucht nahmen. Die nächsten 30 Meilen unsrer Wanderung giengen mitten durch eine ausgedehnte Wüste. Wir bereiteten uns auch gehörig dazu vor, und beluden einen Maulesel mit Kürbisschaalen mit Wasser angefüllt, so viel er nur immer tragen konnte, und versahen jeden von uns mit einer Flasche, welche immer 4 englische Maas Wasser enthalten konnte, zur Vorsorge. Der Erfolg zeigte, wie nöthig dies gewesen, denn Sandhügel vom Wind aufgethürmt, waren der einzige Gegenstand, der sich unsern Augen darbot; keine Quelle, kein Gräschen, keine Blume keimte aus diesem dürren Boden. Die Flächenausdehnung der Wüste, ihre Gleichförmigkeit und die verwehten Spuren täuschen oft den geschicktesten und erfahrensten Wegweiser. — Um sich aus einer solchen Verlegenheit zu reißen, bedienen sie sich zweyer Mittel; entweder sie folgen auf der Hin- und Herreise von Lima der Richtung des Windes, oder sie be-

ben von Zeit zu Zeit eine Handvoll Sand auf, und beriechen ihn, und bestimmen nach den Geruch ihren Weg, wenn der Sand von der Losung der Maulesel geschwängert ist oder nicht. — Den 12ten langten wir endlich in Sechura an, und wurden von einem Officianten des Corrigidore, welcher sich dermalen in Piura aufhielt, empfangen, dem wir unsere Pässe vorzeigten. Gegen Mittag des folgenden Tages kamen wir in Piura, der Hauptstadt dieses Districts, an.

Diese Stadt ist darum merkwürdig, weil sie der Spanier erster Sammelplaz war, den sie in Peru erbauten. Ihr Stifter war Don Francisco Pizarro, das Jahr ihrer Erbauung 1531. Auch das erste Kloster in Piura verdankt Pizarro seine Entstehung. Ursprünglich heißt es San Miguel de Piura, und war in dem Thal von Targasala angelegt, von da aber wegen der giftigen Luft an den jetzigen Ort gebracht, welches eine sandigte Ebene ist. Die Häuser sind entweder von Backsteinen oder Schilfrohr gebaut, und haben nur eine Grundfluhr. Hier ist eine königliche Einnahme, über welche ein Schatzmeister die

Aufsicht hat, der jedes halbe Jahr wieder von einem in Paita wohnenden Collegen abgelöset wird. Der in Paita ist angestellt, um die Gefälle aller Imposten dieses Hafens einzunehmen, und dem Schleichhandel Gränzen zu setzen.

Piura faßt beinah 1500 Einwohner verschiedener Gattung. Das Klima ist heiß und trocken, nichts destoweniger gesund. Es findet sich auch hier ein unter der Aufsicht der Bethlemitischen Brüder stehendes Krankenhaus. Wiewohl Patienten aller Art darinn aufgenommen werden; so zeichnet sich doch diese Anstalt durch die Heilung einer, durch übertriebene Ausschweifung zur Mode gewordenen Krankheit aus. — Auch zieht dieser Ruf eine große Versammlung im Haine von Paphos verwundeter und entnervter Partheigänger zusammen, welche durch den Gebrauch von specifischen Mitteln, wiewohl in geringerer Quantität als in andern Gegenden, in kurzer Zeit ihre verlohrne Gesundheit wieder erlangen.

Der Boden erzeugt, außer wenigen Früchten und eßbaren Pflanzen, Maiß- und Baum-

wollenstauden; die Einwohner legen sich stark auf Ziegenzucht, wovon eine große Menge ihres Fetts und Fells wegen geschlachtet wird; aus dem ersten wird Seife gesotten, welche in Lima, Quito und Panama großen Abgang findet. Aus den Fellen dieser Thiere wird Corduanleder verfertigt, nach welchem in den genannten Städten ebenfalls große Nachfrage ist. Einen andern Handelszweig liefert die Pita, eine Art von Pflanze, woraus ein sehr starker Faden gesponnen wird. Auch aus der Mauleselmiethe ziehen sie einen großen Vortheil; denn alle Güter, welche Lima von dem nördlichen Theil erhält, müssen von den Mauleseln aus dieser Provinz dahin geschaft werden. Von der ungeheuern Menge von Waarenartikeln kann man leicht auf die Menge dieser Thiere schließen, welche in diesem Handel gebraucht werden. Zwar dauert dieser Transport das ganze Jahr hindurch; ist aber zu der Jahreszeit am stärksten, wenn die Hitze die Flüße ausgetrocknet, oder wenigstens seicht genug zum Uebersetzen gemacht hat.

Unsere Reise von Piura nach Tumbez nahm uns vier Tage weg. Beide Ortschaften liegen ohngefähr 60 Meilen aus einander, und der Weg führt mehrentheils durch brennende Sandwüsten, dicke Wälder, von Mosquitos durchschwärmt, und über unfruchtbare kahle Berge; zuweilen folgten wir dem Küstenrand, weil hier der Sand von der See vester geworden, und die Maulesel also leichter darinn fortkommen; da sie hingegen in dem lockern Sand beynah versinken, welches die Beschwerden der Reise unangenehm vermehrt. Einen Theil des Wegs ist man genöthigt an den seichten Seeküsten zu machen; wehe aber dem armen Reisenden, welchen die mit unglaublicher Schnelle eintretende Fluth überrascht. Endlich hatte unsere Vorsicht und Ausdauer alle Gefahren besiegt, und wir langten am Abend des vierten Tags wohlbehalten in Tumbez an.

Dies war der Ort, wo die Spanier im Jahr 1526. unter den Befehlen des Don Francisco Pizarro zuerst landeten; hier traten sie zuerst mit den Prinzen dieses Landes,

welche Vasallen der Incas waren, in Unterhandlung. Waren die Indianer vom Anblick der Spanier überrascht, so waren es die leztern nicht weniger über die ungeheuren Reichthümer, die sich überall ihren Augen darboten, auf allen Seiten große Palläste, Schlösser und Tempel ganz massiv gebaut, deren Stärke und Größe die alles verheerende Zeit herauszufordern schienen; auch sie sind dahin, und haben gleich einem Luftgebäude der Phantasie nicht eine Spur hinter sich gelassen.

Wir verließen Tumbez nach Sonnenuntergang, um ihre brennende Strahlen, die durch das Zurückprallen von den Sandbergen noch viel brennender werden, zu vermeiden. Diese sieben Meilen weite Entfernung ist bey Tage nicht zurückzulegen, weil es nur in der Kühle der Nacht den Manleseln möglich wird, ohne gefüttert und getränkt zu werden, die Hin- und Herreise zu machen, indem auch nicht einmal am Bestimmungsort frisches Wasser anzutreffen ist. Ein Mauleseltreiber reiset daher nie eher aus Tumbez, bis er versichert ist, daß die zu seiner Ladung bestimmten Güter fertig liegen, weil er sonst, bey der Un-

möglichkeit sich aufzuhalten, den Weg vergebens machen würde.

Am 16ten Morgens sezten wir uns auf eine Balza, um von der Küste von Machala nach Puna zu reisen, wo wir auch den 17ten ankamen. Wir schifften uns sogleich nach Guayaquil ein, weil eben ein Schiff segelfertig lag, und landeten nach einer angenehmen Fahrt von 8 Tagen an dieser Handelsstadt Auf Vorlegung unsrer Pässe am Babahoyo, oder Zollhause, erwies man uns die größte Aufmerksamkeit; und einer der ersten Officianten führte uns selbst in die Stadt. Wir ließen uns sogleich zum Corrigidore führen, an welchen Don Alphonso Briefe hatte; unglücklicher Weise befand er sich gerade in Quito; allein wir fanden nachher, daß wir eben nicht so sehr Ursach hatten, es zu bedauern, da uns Empfehlungsschreiben an Leute vom ersten Rang und Creditbriefe an einen der angesehenstem Kaufleute, in dessen Hause wir unsre Wohnung nahmen, schadlos hielten.

Der große Zufluß von Fremden, welche Handlungsverhältnisse hieher ziehen, hat die

Anzahl der Einwohner so sehr vermehrt, daß es keine Stadt ihrer Größe in Amerika giebt, die ihr an Volksmenge gleich kömmt. Obgleich Guayaquil unter eben diesem heissen Himmelsstrich brennt, so sind doch die Eingebohrnen, sofern sie nicht eine Blutsvermischung in ihren Familien erlitten haben, von einer seltnen schönen Gesichtsfarbe und feinen Zügen; genug, unter allen Einwohnern von Peru gehört ihnen der Preiß der Schönheit. Bemerkenswerth ist auch noch, daß, ohngeachtet des, wie gesagt, heissen Klima, die Landeseinwohner gar nicht braun aussehen, und daß den Spaniern (welche doch in Europa für ausgezeichnet braun gehalten werden) von spanischen Weibern sehr schöne Kinder gebohren werden. Der Umstand, daß andre Städte, welche derselben vortheilhaften Lage geniessen, keine Verschönerungen in Gesichtsfarbe aufzeigen können, während hier in der Regel nur schöne Kinder, gewöhnlich mit blonden Haaren und Augenbraunen, zur Welt kommen, trägt noch dazu bey, das ganze Ereigniß unerklärbar zu machen. Allein, wenn man auch die persönlichen Vortheile,

die ihnen die Natur gewährt, abrechnet, so stehen sie auch den Bewohnern ersterwähnter Städte weder im Anzug, noch Geschmack, noch Bildung nach.

Die Bewohner von Guayaquil lieben bey ihren Bewirthungen Pracht und Aufwand, welches Fremden sehr mißfällt. Die erste Tracht besteht in Confitüren und andern Süssigkeiten; die zweyte in den gaumenreizenden Ragouts und Fricassees, und so wechseln süße und starkgewürzte Gerichte miteinander ab. Die gewöhnlichen Getränke sind Franzbrandtwein und Wein, welche sie während dem Essen untereinander trinken; Punsch ist ohnlängst bey ihnen eingeführt, und hat alle andre Getränke verdrängt, weil sie ihn ihren Constitutionen anpassend fanden. In den angesehensten Häusern hat er solchen Eingang gefunden, daß täglich, Nachmittags und Abends, etliche Gläser genommen werden. So gebraucht löscht er nicht nur den Durst, sondern verbessert auch das schlechte Wasser, welches in der Nähe der Stadt sehr salzigt ist. Die Frauenzimmer beobachten die Punschzeit sehr pünktlich, und so ist es zur allge-

meinen Mode geworden, wobey sie sich sehr wohl befinden, indem der Punsch nicht sehr stark gemacht wird, und also zur Erfrischung dient.

Den Winter über, welcher im December anfängt, und bis im May dauert, haben die Einwohner von Guayaquil die Elemente, Insekten und Würmer zu Feinden, welche sich untereinander das Wort gegeben zu haben scheinen, das Menschengeschlecht zu plagen und zu necken. Die Hitze hat noch einen großen Grad innerer Stärke, und die Regen dauern ganze Wochen fort, und haben fürchterliche Donnerschläge und leuchtende Blitze zur Begleitung, welche wie Feuersäulen herunterfallen und allgemeine Verwüstung drohen. Die Flüsse, unwillig sich so eng beschränkt zu sehen, treten aus ihren Gränzen, und überschwemmen das umliegende Land. Unzählbare Schwärme von Insekten und Würmern bedecken in feindlichen Zügen Luft und Boden. — Schlangen, Vipern, Scorpionen und andere giftige Thiere schleichen sich in die Häuser, und es fallen jährlich einige Opfer ihrer grimmigen

Bisse. Die Einwohner sind zwar zu keiner Jahreszeit ganz frey davon, allein zu dieser erfordert ihre ungeheur vermehrte Anzahl die größte Wachsamkeit, um die Betten von ihnen rein zu halten. Jederman, selbst die Negersklaven, müssen Netze, deren man sich gegen die Mosquitos bedient, über ihre Betten ausspannen, um diese zudringlichen Gäste abzuhalten.

Obgleich in jeder sehr warmen Gegend Schwärme giftiger Insekten sich aufhalten, so übertrift Guayaquil doch alle andre an Menge. Auch mit Ratten sind die dasigen Einwohner belästigt, welche so wenig Scheu für die Menschen tragen, daß sie sich durch ihre Annäherung nicht im geringsten bey ihrem Fraß stören lassen, und ihren Raub in der Vorrathskammer ruhig verzehren, bis ihnen der Kopf eingeschlagen wird. Diese dem Fremden unerträgliche Plagen rühren den Eingebohrnen nur wenig, der von seiner Kindheit daran gewöhnt, mehr die Kälte auf den Gebirgen empfindet, die der Europäer entweder kaum fühlt, oder erträglich findet.

Da unser Geschäft uns nicht länger aufhielt, schifften wir uns am 20sten April nach Caracol ein, wo wir nach einer beschwerlichen, verdrießlichen Fahrt am siebenten Tag endlich ankamen. Wir sahen mehrere amerikanische Crocodille, welche sich an den Ufern in die Sonne gelegt hatten, einige darunter von 16 bis 18 Fuß in die Länge; der Form nach gleichen sie der Eidexe; sie liegen mit aufgesperrtem Rachen, bis er von Mosquitos, Fliegen und andern Insekten angefüllt ist, dann schnappen sie zu, und verschlingen ihre Beute. Was auch von der Raubsucht und Blutgier dieses Ungeheuers gesagt werden mag, so ist doch so viel gewiß, daß sie den Menschen fliehen, wenigstens bey Tage, denn bey seiner Annäherung fahren sie unter das Wasser. Ihr ganzer Leib ist mit Schaalen bedeckt, die selbst einem Flintenschuß unzugänglich sind, es sey denn, daß dieser ihnen am Bauch bey den Vorderfüssen angebracht würde, welches der einzige verwundbare Ort an ihnen ist.

Das Crocodill gehört zu den eyerlegenden Thieren. Das Weibchen macht ein

großes Loch in den Ufersand, und legt ihre Eyer hinein, welche viele Aehnlichkeit mit Straußeneyern haben; es legt gewöhnlich ein Hundert Stück, und bleibt so lang auf einer Stelle, bis es mit Legen fertig ist, welches gemeiniglich zwey Tage währt; dann bedeckt es seine Eyer mit Sand, und scharret denselben in einer ziemlichen Entfernung auf, um den Ort desto besser zu verbergen; es wälzt sich hernach auf dem Rücken so lange, bis der Boden glatt und eben aussieht. Nach Beobachtung dieser Vorsicht geht es ins Wasser zurück, bis ihm der Instinkt sagt, es dürfe nunmehr Zeit seyn, die jungen Gefangenen aus ihrem Gefängniß zu erlösen. Es geht nun, in Begleitung des Männchens, wieder dem bewusten Ort zu, scharrt den Sand auf, und zerbricht die Eyer mit solcher Behutsamkeit, daß selten ein Junges verunglückt; in einem Augenblick wimmelt es von jungen Crocodillen; die Mutter versammlet sie um sich, nimmt so viele, als ihr möglich ist, auf Hals und Rücken mit sich ins Wasser. Ganz besondere Raubvögel, welche Gal-

linazos 26) heißen, passen auf den Augenblick, wo sie einige von der hermschweifenden

26) Diese Vögel sind alte Feinde des Crocodills; die Eyer derselben sind ihre Lieblingsspeise, in deren Auffindung sie große Geschicklichkeit zeigen. Den ganzen Sommer hindurch, die Jahreszeit, wo das Crocodill seine Eyer legt, lassen sie es nicht aus den Augen. Der Gallinazo belauscht, von den Zweigen eines nachbarlichen Baums versteckt, das sorgsame Weibchen, bis es ihr Leggeschäft beendigt, und sich entfernt hat. Kaum hat es untergetaucht, als sich auch schon der gefiederte Räuber auf diesen Eyerbehälter schwingt, und mit Flügeln, Klauen und Schnabel den Sand wegräumt, und die Eyer aussaugt; von allen Seiten stürzen nun Gallinazos herbey, und theilen sich mit in die Beute.

Der Gallinazo ist von der Größe eines welschen Hahns; er hat, wie dieser, vom Schnabel bis zum Kropf eine rauhe, runzelichte Haut, mit fleischigten Auswüchsen bedeckt; sein Gefieder ist schwarz, mit brauner Mischung; der Schnabel ist stark und ein wenig gekrümmt. Sie besitzen ein so vortreffliches Geruchsorgan, daß sie im Stand sind, ein Aas 10 bis 12 Meilen zu riechen, wovon sie

Brut auffangen können, und selbst das Crocodillmännchen kommt bloß zu dem Ende mit, alles, was er in seinem Weg findet, aufzuzehren, und folgt dem Weibchen, bis dieses mit seinen wenigen übrigen Kleinen das Wasser erreicht hat; denn die Jungen, welche entweder vom Rücken herunterfallen, oder doch nicht schwimmen, frißt es selbst auf, so daß von einer solchen Brut glücklicherweise kaum 4 bis 5 davon kommen.

auch nicht eher ablassen, bis es ganz vom Fleisch entblößt ist.

Wenn die Gallinazos keine Nahrung in den Städten finden, so treibt sie der Hunger auf die Viehweiden. Sehen sie unter dem weidenden Vieh ein Stück, welches eine Wunde auf dem Rücken hat, so stoßen sie darauf herunter, und werfen ihre Klauen in den schmerzhaften Theil. Vergebens versucht das arme Opfer, sich durch fürchterliches Geschrey und Herumwälzen auf der Erde, von seinem Peiniger zu befreyen; umsonst, der Gallinazo läßt nicht eher ab, mit seinem Schnabel und Klauen die Wunde zu erweitern und zu zerreissen, bis das gequälte Vieh todt niederstürzt.

Diese Amphibien thun den Fischen großen Schaden, welche ihre gewöhnliche Nahrung ausmachen. Sie wissen sich ihrer Beute sehr verschlagen zu versichern. Acht bis zehn reihen sich an der Mündung des Flusses an einander, während andre Crocodille die Fische stromabwärts treiben. Auf diese Art entgeht selten ein Fisch, welcher Größe er auch ist, ihren Nachstellungen. Wenn sie den Fluß von Fischen leer gemacht haben, so begeben sie sich auf die nahgelegenen Wiesen, und machen auf Kälber und Füllen ꝛc. Jagd; und man will bemerkt haben, daß, wenn sie einmal Fleisch gekostet haben, nur der stärkste Hunger sie zwingen kann, wieder Fische zu genießen; auch Kinder, die sich in der Dunkelheit verirren, werden ihnen zur Beute; haben sie einmal ihr Opfer erwischt, so eilen sie damit unters Wasser, bis es ertrunken ist; dann gehen sie wieder herauf, und verschlingen es mit Gemächlichkeit.

Die Einwohner fangen und tödten diese Ungeheuer auf folgende, auf ihre Gefräßigkeit berechnete Art: Sie nehmen ein an beyden Enden zugespitztes Stück hartes Holz,

überziehen es mit der Lunge irgend eines Thiers, bevestigen es an ein starkes Seil, dessen andres Ende am Ufer angebunden ist; das Thier sieht die Lunge auf dem Wasser schwimmen, und verschlingt sie samt dem Holz, an welchem es ans Ufer gezogen wird, wo es seinen Tod findet.

Wir wurden auf unsrer Reise von den Stichen der Mosquito's gepeiniget, und fanden selbst bey unsrer Ankunft in Caracol unsre Lage darinn nicht verbessert, welches uns bestimmte, unsern Weg ohne Zeitverlust fortzusetzen. Wir mietheten uns die besten Maulesel, wofür wir etwas mehr bezahlen mußten, da sich die Miethpreiße nach der Erfahrung richten, welche das Thier auf diesem gefährlichen Weg gemacht hat.

Wir verließen Caracol am 28sten. Nachdem wir queer über eine 12 Meilen lange Heide gereiset waren, kamen wir an das Ufer eines reizenden Flusses, über den wir im Lauf des Tages zu verschiedenenmalen die Kreuz und Queer setzen mußten. Gegen Sonnenuntergang machten wir an einem Ort halt, welcher Puerto de Mosquitos heißt. Der

Name zeigte uns das Schicksal deutlich, welches uns erwartete, und wirklich hatte die Furcht uns nicht getäuscht. Kaum brach die Dunkelheit herein, als Myriaden dieser höllischen Insekten uns anfielen; die Nacht, welche uns zur Stärkung und Ruhe dienen sollte, ward zur größten Pein, und der Morgen fand uns so zerstochen, daß wir einander kaum selbst kannten; nur mit Mühe konnten wir unsern Weg fortsetzen.

Wie groß war unser Erstaunen, als beym Ausgang eines dicken zurückgelegten Waldes derselbe Fluß vor uns lag, und wir nach wiederholtem Uebersetzen uns zu unserm größten Kummer genöthigt fanden, noch einmal an seinen Ufern zu übernachten.

Wir hatten nur allzuviel Ursache, einen neuen Angriff unsrer, zwar verminderten, Feinde zu befürchten; allein, sey es, daß frische Gegenstände ihnen zur Sättigung gedient, oder daß ihnen vor unsern von den Bissen und Stacheln ihrer Gesellen aufgeschwellten Leichnamen eckelte, und ihnen die wenigen gesunden Reste nicht mundeten; genug, ausser daß unser Schlummer, ohngeach-

tet der Schlaflosigkeit der vorigen Nacht und der Ermüdung des Tages beständig durch ihr fürchterliches Sumsen unterbrochen ward, hatten wir nichts von ihrer Nachbarschaft auszustehen. Unser nächstes Nachtlager war Caluma, oder die indianische Post. Hier fanden wir glücklicherweise eine Art von Wohnung, die ohnlängst zum Behuf eines vornehmen Reisenden erbaut worden war. Gegen die Gebirge hin fanden wir die Luft von der bisherigen sehr verschieden. Den 2ten May kamen wir an einen majestätischen Wasserfall vorbey. Hier stürzt sich ein Strom von einem beynah 70′ hohen Felsen herunter, dessen Grund auf 30 bis 40′ ausgehöhlt ist, so daß man zwischen dieser ungeheuern Wassersäule und dem Felsen durchgehen kann, welches ein angenehmes, höchsterhabenes Schauspiel gewährt.

Von da sezten wir unsre Reise fort, und erreichten gegen Mitternacht Tarigagua, eine Stadt am Fuße der Gebirge. Aeusserst ermüdet brachten wir die Nacht ziemlich gut hin. Gleich nach sieben Uhr des Morgens fingen wir an, den Berg St. Antonia zu be-

steigen; auf der Hälfte ließen wir unsre Maulesel ausruhen, und nahmen einige Erfrischungen zu uns. Die unserm Aufklimunen sich entgegenthürmende Schwierigkeiten machten die Reue bey uns rege, daß wir nicht den Weg von Guayaquil bis Quito lieber zu Schiffe zurückgelegt hatten; die Pfade waren hier so eng und schlüpfrig, die Abgründe so zahlreich und steil, daß das geringste Straucheln unserer Thiere uns in die Ewigkeit geschickt hätte. Mit steigender Angst und Schrecken erreichten wir den Gipfel, wo sich neue Gefahren beym Hinunterklettern zeigten; wir konnten weiter nichts thun, als uns auf unsre treuen, erfahrne Thiere verlassen; auch versicherten uns unsre Führer, daß wir auf den Thieren, welche die Ehre hätten, uns zu tragen, durchaus nichts zu fürchten hätten, weil sie die sichersten und wegerfahrensten unter allen wären. Wirklich gehen diese Thiere mit der äussersten Vorsicht; kommen sie auf die Spitze einer Erhöhung, wo ihnen der Abhang zu steil scheint, um sich auf den Füßen halten zu können, so stehen sie

stille,

stille, setzen ihre Vorderfüße eng zusammen, und nur wenig vorwärts, um sich aufhalten zu können, dann schleppen sie ihre Hinterfüße nach, als ob sie sich niederlegen wollten; in dieser Stellung bleiben sie einen Augenblick, als ob sie den Weg übersehen wollten, dann gleiten sie mit unbegreiflicher Geschwindigkeit herunter. Wir konnten nichts dabey thun, als uns vest im Sattel halten, ohne das Thier zu verhalten, denn die geringste Unterbrechung würde das Gleichgewicht zerstören, und es samt dem Reuter in die schrecklichsten Abgründe stürzen. Wunderbar ist die Geschicklichkeit, mit welcher diese Thiere bey dem schnellen Gang die Krümmungen der Wege in Acht nehmen, gerade, als ob sie sich vorher den Weg, den sie zu nehmen, bestimmt ausersehen hätten. Sie scheinen die Gefahr des Weges zu kennen, denn sie zeigen an der Spitze eines steilen Abhangs, obgleich daran gewöhnt, eine Art von Grausen und Schrecken. Ohne angehalten zu werden stehen sie stille, und bewegen sich nicht eher weiter, bis sie in der obenerzählten Stellung sich befinden. Ihr Zit-

tern und Schnaufen, wenn sie beym Ueberblick des Wegs Gefahr entdecken, was dem mit diesen Bewegungen nicht bekannten Reuter mit Angst erfüllt, scheint weniger eine Wirkung des Instinkts, als ein schwacher Strahl unterscheidender Vernunft zu seyn. Zeigt das Thier eine Abneigung, weiter zu gehen, so geht ein Indianer vor, stellt sich an die abhängige Seite, hält sich an den Wurzeln der Bäume vest, und ermuntert es durch Zurufen so lange, bis es endlich den Abhang hinunter schleicht.

Diese Klüfte sind von 100 zu 150′ Tiefe; viele sind nicht von Abgründen begränzt, allein, dann ist der Weg so schmal und eng, daß er kaum den Durchgang erlaubt. Sollte irgend ein Zufall den Sturz des Thieres veranlassen, so würde der Reuter zerdrückt, könnte, aus Mangel an Raum, sich nicht losmachen, und seine ganzen Habseligkeiten wären noch der geringste Verlust.

Das Aufsteigen hat ebenfalls seine Schwierigkeiten, und ist mit Arbeit und Anstrengung verbunden. Zwey oder drey Indianer müssen vorausgehen, und mit einer Art von Hacke Stu-

fen, zur Erleichterung der Maulthiere, hauen. Wir hatten gerade die ungünstigste Jahreszeit gewählt, um diese Reise zu machen, denn die eingefallenen starken Regengüsse hatten die Fußtapfen der einige Tage vorher passirten Maulthiere ganz verwaschen und den kreidenartigen Boden glatt und schlüpferig gemacht.

Zwey Tage hatten wir schon mit diesen schrecklichen Wegen gekämpft, als wir zu einem engen Gebirgspaß kamen, den die Indianer Pucara (ein Thorweg) nennen, eine Benennung, welche wahrscheinlich von der Enge desselben herrührt. Von hier aus geht das Heruntersteigen stufenweise, und am Abend des 7ten Mays langten wir in Chimbo an. Hier umgab uns, zu unserm größten Erstaunen, eine Menge Volks, unter der sich auch die angesehensten Einwohner und Mönche vom Dominicanerorten befanden, welche uns zur glücklichen Ankunft Glück wünschten. Bey unserm Einzug in die Stadt bildeten sie zwey Reihen um uns, und begleiteten uns unter Tanzen und Singen ins Dominicanerkloster, welche gastfreundschaftlich ihre Bewirthung anbothen.

Diese Begrüßung ist den Einwohnern von Chimbo nicht allein eigen, vielmehr findet sich zwischen den Städten dieses Districts ein großer Wetteifer, diese Glückwünsche Personen von einigem Ansehen zu bezeigen.

Wir hatten nun die Gebirge hinter uns, und stiegen in eine fruchtbare Ebene hinab, die einige Meilen im Umkreis hatte, und mit Waizen, Maiß, Gerste und andern Getraidarten bedeckt ist. Für uns, die wir den unangenehmsten Theil unserer Reise überstanden hatten, war sie ein sehr erfreulicher Anblick. Die heiligen Väter in Guaranda empfiengen uns mit aller nur erdenkbaren Gastfreundschaft, und wir mußten von den Beschwerden der Gebirgsreise einige Tage bey ihnen ausruhen und uns erholen.

Am 12ten sezten wir uns wieder im Marsch, ließen die Gebirge linker Hand liegen, und durchkreuzten die Wüste von Chimborazo. Wiewol auch hier der Weg nicht ganz frey von Höhen und Tiefen war, so war es doch gegen die bestandenen Gefahren nur Kleinigkeit, und die Kälte war die größte Plage, die wir zu dulden hatten, indem wir

hier die Bergseiten ganz mit Schnee bedeckt fanden. Nachdem wir nahe an den Ruinen eines alten Pallastes von einem Inca in unserm Zelt übernachtet, erreichten wir des folgenden Tages, um Mittag, Mocha, ein armseliges Dörfchen, von einem halben Dutzend Häusern; wir nahmen einige Erfrischung zu uns, und sezten unsern Weg bis Hambata, einem Dörfchen von gleicher Größe, fort, wo wir die Nacht zubrachten.

Nachdem wir den Fluß St. Miguel passirt hatten, kamen wir nach Latacunga, speisten daselbst zu Mittag, und machten in Mula Halo halt. Wir stunden sehr früh auf, und näherten uns immer mehr Quito, trafen auch auf viele Ueberbleibsel großer Gebäude, die ehemals Wohnungen der Prinzen dieses Landes gewesen. Der Tag neigte sich, als wir den Fuß eines Berges erreichten, von dessen Gipfel man das 9 Meilen weit entfernte Quito sehen kann. Wir übernachteten in einem Tambo, welches sich an den Rücken dieses Bergs lehnt.

Wir hatten nun das versprochene Land vor uns, machten uns mit Tagesanbruch auf

den Weg, durchstrichen Fura Bamba, oder die schlammigte Ebene, welche nur im tiefsten Winter ihren Namen mit Recht führt, sonst aber der Sitz schöner Pflanzungen und erster Standspersonen ist. Noch Vormittags trafen wir in Quito in einem Wirthshaus ein, wo wir unsern Anzug in Ordnung brachten, um vor den Verwandten des D. Alphonso mit Anstand erscheinen zu können.

Nachdem ich so umständlich in Schilderung der Gefahren und anderer unangenehmen Ereignisse unsrer Reise gewesen bin, glaube ich, es meinen Lesern schuldig zu seyn, ihre Begriffe von den Erzeugnissen dieses Landes ꝛc nicht unvollständig zu lassen. Der Landesstrich zwischen Caracol und Guaranda ist durchaus verschieden: ein Theil, bis Tarigagua hin, ist ganz flach; der andre, von diesem Ort an gerechnet, ganz gebirgigt, beyde, den Paß von Pucara abgerechnet, voll dichter Wälder. Die Gebirge, welche sich an die Anden ketten, sind auf der westlichen Seite mit Waldungen bedeckt, und auf der östlichen ganz kahl und nackent. Zwischen diesen Bergen entspringt der Fluß Guayaquil.

Der flache Theil, als der wärmste, wird von einer Menge Vögel und Thiere bewohnt; unter den leztern zeichnen sich Affen aus, welche so groß sind, daß sie, aufrecht stehend, wohl 5′ messen; ihre Farbe ist schwarz; sie sind kühn und wild, aber leicht zahm zu machen. In Quito sahen wir viele ganz zahm.

In den Wäldern wächst ein merkwürdiger Baum, der Matapalo, oder der Baum des Todes, heißt; er ist an und für sich selbst schwach, wächst aber neben einem andern starken Baum, und schmiegt sich an diesen so an, daß beynahe beyde sich in einen Baum zusammen vereinigen; so unterstüzt ragt er bald durch seinen schnellen Wuchs über seinen Nachbar hervor, und entzieht diesem die wohlthätigen Strahlen der Sonne; nicht genug, er zieht auch den Saft aus dem Erdboden ganz allein an sich, so daß der andre austrocknet und abstirbt; dann ist er ganz Herr des Bodens, und giebt einen solchen Stamm, daß die Indianer Kanoes daraus machen, wozu er sich, wegen seiner Leichtigkeit und dünnen Fasern, besser, als jedes andre Holz, schickt.

Nach eingenommener Erfrischung und geordnetem Anzug ließen wir uns bey Don Miguel d'Ibarra, einem nahen Verwandten des Don Henrico, ansagen, welcher die Stelle eines Beschützers der Indianer (Protector de los Indios) bekleidete; unter seinem Vater hatte D. Henrico seine Studien getrieben, die ihn zu denselben Posten geschickt gemacht hatten.

Wir fanden in Don Miguel einen Mann von heitrer Laune und einnehmendem Betragen, beglückt mit der Hand eines liebenswürdigen Weibes, die ihm zehn schöne Kinder geschenkt hatte, wovon das älteste noch nicht das achte Jahr erreicht hatte. Der Empfang gehörte zu denen Bewillkommungen, die nicht nur für den Augenblick entzücken, sondern einen tiefen Eindruck im Herzen zurücklassen.

Während unsers ganzen Aufenthalts in Quito, der beynah drey Monate dauerte, hatten wir in diesem Sitz der Gastfreundschaft unsre Wohnung. Unser würdiger Hauswirth ließ keinen Tag vorbeygehen, an dem er zu den Beweisen seiner Freundschaft

nicht noch neue Proben beygefügt hätte, und zeigte sich unermüdet, seinem jungen Vetter über alle, seiner Aufmerksamkeit würdige Gegenstände, die nöthigen Aufschlüsse zu geben; er brachte D. Alphonso richtige und bestimmte Begriffe über die weitumfassende Wichtigkeit dieser Provinz bey, sezte ihm die Gränzen der verschiedenen Gouvernements und Gerichtsbezirke, in welche sie eingetheilt sind, auseinander, und fügte über jede einzelne Stadt geographische, historische, politische und phisikalische Bemerkungen bey, deren Wiederholung diese Blätter zu einem Folianten anschwellen dürfte, weßwegen ich mich mit der Charakter- Sitten- und Temperamentschilderung der Einwohner dieser Stadt und der Naturprodukte begnügen will.

Die Stadt Quito ist wenige Meilen südwärts der Aequinoctiallinie, ohngefähr 120 Meilen ostwärts der Seeküste. Auf der Nordwestseite ist der berüchtigte Berg und die Heyde Pinchincha. Die Stadt lehnt sich an diesen Berg an, andre Berge, mittlerer Höhe, umgeben sie. Dadurch sind die Strassen uneben und unangenehm geworden, wel-

ches leztere, sowol in Hinsicht der Bequemlichkeit, als des äusseren Ansehens, gilt.

Die Wahl einer so ungünstigen Lage, bey so schönen Ebenen in der Nähe, läßt sich nicht leicht mit dem guten Geschmack und der Beurtheilungskraft der Einwohner vereinbaren, da auch überdieß der Berg ehmals ein Vulkan gewesen seyn soll; ob sie gleich izt mit Feuerausbrüchen verschont geblieben, und auch weder Rauch, noch sonst ein Zeichen von Feuer, zu bemerken ist, so werden doch die Einwohner öfters durch ein unterirrdisches Geräusch, wahrscheinlich von dem in den engen Eingeweiden versperrten Wind veranlaßt, erschreckt, welches ihrer Väter Sage ihnen ins Gedächtniß ruft, wo so vieler Verwüstungen gedacht wird. Der Pinchincha wird über 2 Meilen hoch geschäzt, sein Gipfel ist mit Eis und Schnee bedeckt, wovon eine Menge in die Stadt, zum Gebrauch der Vornehmen, geschafft wird.

Die Ungleichheit der Straßen verhindert den bequemen Gebrauch der Kutschen und jedes räderigen Fuhrwerks. Personen vom Stand lassen sich von ihren Dienern mit

Sonnenschirmen begleiten, die Damen sich in Sänften tragen. Hier ist ein großer Markt, auf welchem die meisten Staatsgebäude stehen, der Pallast des Erzbischoffs, die Kathedralkirche ꝛc. Die vier Straßen, welche sich in den Winkeln des Markts verliehren, sind breit und schön, auch vor allen andern die ebensten.

Die Häuser der Vornehmen sind groß, und haben geräumige Zimmer. Das Baumaterial besteht aus ungebrannten Backsteinen, welche da, wo sie kein Regen trift, sehr lang ausdauern.

Sie werden mit einer Art Mörtel verkittet, der ungemeine Dauer haben soll. Das Geheimniß seiner Zubereitung kommt von der indianischen Bauart her. Der unbarmherzigen Zeit und dem Wetter zum Trotz, sind noch immer hie und da Spuren derselben zu sehen, ein hinlänglicher Beweis von der Stärke und Güte dieses Mörtels.

Die Stadt ist in sieben Pfarreyen abgetheilt. Die Kathedralkirche ist prächtig tapezirt und decorirt, allein die andern Pfarrkirchen sind so gemein, daß sie kaum das Gepräge

eines öffentlichen Gebäudes tragen. Es sind hier auch viele Mönchs- und Nonnenklöster, deren Kirchen gut gebaut und reich ausgeschmückt sind, vorzüglich an Festtagen, wo der große Kirchenschatz von gediegenem Gold und Silber ausgelegt, die reichsten Stoffe übergehängt werden, um die Feyerlichkeit des Cultus zu erhöhen.

Das Froheleichnamsfest, so wie das Empfängniß der gebenedeyten Jungfrau, wird mit großer Pracht begangen, und alle Personen von Stand, ingleichen die ersten Staatsdiener sind dabey gegenwärtig. Bemerkenswerth ist auch die Prozession des Allerheiligsten. Alle Häuser in den Straßen, durch welche der Zug geht, sind mit reichen Teppichen oder andern Zeug behängt, in gewissen Entfernungen sind Thriumpfbögen und Altäre errichtet, auf welchen die grösten Kostbarkeiten mit einem Geschmack geordnet liegen, welches dem Ganzen weniger ein prächtiges als elegantes Ansehen giebt.

Einen Monat vor der Feyer dieser Feste, wird eine Anzahl Indianer zu Tänzern ausersehen, welche sogleich alle Tänze, die sie

vor ihrer Bekehrung zum Christenthum getanzt haben, üben. In den wenigen Tagen der Feyerlichkeit ziehen sie ein Kamisol, ein Hemd und einen Weiberrock an, den sie so bunt als möglich mahlen. Ueber ihre Strümpfe tragen sie eine Art Halbstiefeln, an denen eine Menge kleiner Glöckchen befestiget sind. Ueber ihr Gesicht, tragen sie eine aus farbigten Bünden gefertigte Maske. In diesem schwärmerischen Anzug nennen sie sich Engel, rennen in Haufen von 8 bis 10 in den Straßen umher, und freuen sich höchlich über den Klang ihrer Schellen: im Glauben, eine religiösen Pflicht zu erfüllen, fahren sie, ohne Zweck und Belohnung, in dieser lächerlichen Uebung 14 Tage vor, und einem Monat nach dem Feste, fort, ohne an ihre Beschäftigungen und Familien zurückzudenken, schweifen den ganzen Tag herum, ohne nur die geringste Ermüdung zu zeigen. Sie bekümmern sich auch nicht darum, daß die Anzahl ihrer Zuschauer und Bewunderer täglich abnimmt, und der Beyfall, mit welchem sie anfäglich empfangen wurden, in Lachen und verächtliche Seitenblicke übergeht.

Quito hat eine starke Bevölkerung. Auch verschiedene, angesehene Familien wohnen da, obgleich ihre Anzahl mit der niedern und ärmern Klassen, in keinem Verhältniß steht. Zu den erstern gehören die Abkömlinge der ursprünglichen Eroberer dieses Königreichs, oder Personen die einträgliche Stellen bekleidet haben, und den Glanz ihres Vermögens und ihrer Abkunft, durch Zwischenheyrathen zu erhalten wusten. Die Einwohner sind, wie in den andern Städten, eine Mischung von Spaniern, Mesten, Indianern und Negern. Ein Spanier bezeichnet hier eine Person, die einem Spanier ohne Vermischung des Bluts ihre Entstehung zu verdanken hat; viele Mesten scheinen, wegen ihres frischen Ansehns, Spanier zu seyn, sie sind die Descendenz eines Spaniers und einer Indianerin, und verschiedene haben eine so schöne Haut, daß sie recht gut vor Weiße gelten könnten, wenn nicht gewisse Merkmale sie verriethen, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen können. Diese Zeichen bestehen in einer auffallend niedrigen Stirn, welche nur einen kleinen

Raum, zwischen Haar und Augenbraunen läßt; dann wächst ihr Haar sehr weit über die Schläfe, welches ausgezeichnet schwarz, hart und gerade ist. Die Nase ist sehr klein, dünn und hat in der Mitte eine Erhöhung, welche ihr das Ansehn einer Adlernase giebt; doch alle diese Unterscheidungszeichen abgerechnet, verrathen einige unvergängliche schwarze Flecken, die Entartung des Bluts.

Die meisten Spanier sind, wie man leicht denken kann, im Besitz des Reichthums, Rangs und Ansehens, und doch, im Verhältniß zu andern, die ärmsten und elendesten Geschöpfe. Sie würden lieber sterben, ehe sie sich einem mechanischen Geschäft widmeten, da sie es für einen unverlöschlichen Flecken und Hinderniß zur Erlangung der ihnen unschätzbaren Eigenschaften ansehen. Reinheit des Bluts, ist ihr höchstes Streben. Die Mesteer, deren Stolz die Vernunft leitet, legen sich auf Künste und Handlung. Die Indianer sind grösstentheils Backsteinmacher, Schuster, Weber ꝛc. Ihre Faulheit kann zum Sprichwort dienen. Wenn man z. B. ein Paar Schuhe nöthig hat; so muß man

sich sehr oft das Leder selbst einkaufen, einen solchen indianischen Schuster bey sich einschließen, bis sie fertig sind. Dieß ist die Folge, eines sehr schlimmen, hier geltenden Gebrauchs — der Vorauszahlung. Hat einmal der Indianer das Geld in der Tasche, so vertrinkt er es in Chica, 27) und ist, so lange es währt, nie nüchtern, und dann hält es sehr schwer, ihn an eine Arbeit zu bringen, für die er schon seine Bezahlung erhalten hat.

Im Anzug unterscheiden sie sich auch von den Einwohnern in Lima. Die Männer tragen

27) Dieses Getränke wird auf folgende Art aus Maiß bereitet: Der Maiß wird in Wasser eingeweicht, bis er anfängt auszuwachsen, dann in der Sonne getrocknet, am Feuer geröstet und gemahlen. Das Mehl davon wird wohl geknetet in ein großes Gefäß gethan, und so läßt man es 2 bis 3 Tage in Gährung gehen. An Geschmack, kommt es dem Aepfelwein sehr bey, es kühlt, nährt und öffnet zugleicher Zeit, hält sich aber nicht über 8 bis 10 Tage, nach deren Verlauf es sauer wird.

tragen einen schwarzen Mantel, darunter einen bis unter die Knie hängenden Rock mit engen Ermeln, auf den Seiten offen und ohne Falten; längst der Näthe am Leib, und auch an den Ermeln, sind Knopflöcher, und zwey Reihen Knöpfe zum Staat. Die Reichen sind in ihrer Kleidung sehr verschwenderisch, und tragen gewöhniglich Gold und Silber gestickte Kleider.

Die Mesteer tragen gewöhniglich blaues Tuch, aus inländischen Manufacturen. So viel auch der Ehrgeiz der niedrigsten Klasse der Spanier in der Auszeichnung durch Farbe oder Schnitt der Kleidung sucht, so wenig glückt es ihnen, einen merklichen Unterschied zu bewirken.

Die Indianer haben eine ihnen ganz eigenthümliche Tracht. Sie besteht in großen, weiten Beinkleidern, von grober, weißer Baumwolle, welche bis an die Waden reichen. Der Besatz ist von Schnüren, und richtet sich nach dem Zeuch der Hosen. Die Stelle eines Hemdes vertritt ihnen ein dunkelfärbiger, baumwollner Kittel, in Form

eines Sacks mit 3 Oefnungen; die Mitlere ist für den Kopf, die beiden Enden für die Arme; dieß ist die Bedeckung ihres bloßen Körpers, bis an die Knie. Darüber tragen sie noch eine Art von Mantel aus Sersche, welcher in der Mitte ein Loch hat, um den Kopf durchstecken zu können; ein Hut aus ihrer eigenen Industrie, macht ihren Putz vollständig. Den Hut legen sie, selbst wenn sie schlafen, nicht ab. Die Gewohnheit hat sie so wenig von der Witterung abhängig gemacht, daß sie in dem eben beschriebenen Anzug, ohne Bedeckung ihrer Füße und Beine, eben so gut in die kläteſten Gegenden reisen, als in warme.

Diejenigen unter ihnen, welche sich etwas Vermögen erworben haben, sind meistentheils Barbiergesellen, die thätigsten und fleißigsten aller Indianer; sie unterscheiden sich sorgfältig von ihren Landsleuten, sowohl durch feinere Beinkleider, als auch dadurch, daß sie ein Hemde, wiewohl ohne Ermel, tragen. An den Halsbund dieses Hemdes tragen sie eine 3 Zoll breite Art von Krause. Goldene und silberne Schuhschnallen machen ein Lieblings

stück ihres Putzes aus; allein Strümpfe, oder eine andere Bedeckung der Beine, entbehren sie gern. Statt eines ferschenen Mantels, führen sie einen von feinem Tuch, und häufig ist er noch mit goldenen und silbernen Borden besezt.

Der Anzug der Damen kommt dem Limaischen so nahe, daß dessen Beschreibung eine Langweil erregende Wiederholung des vorigen seyn würde. Die indianischen Weiber hingegen, welche an Alcayde verheyräthet sind, geben sich alle ersinnliche Mühe, sich durch ihre Kleidung von dem gemeinen Volk zu unterscheiden. Sie tragen einen Unterrock von Boy mit Bändern geziert; darüber einen schwarzen Mantel, auf der einen Seite ganz offen, und von oben bis unten in Falten gelegt, welchen in der Mitte ein Gürtel zusammen hält; statt des Schleiers, bedienen sie sich eines Stücks feiner Leinewand, welches schwarz gefärbt und stark gefaltet ist. Dieses hängt von dem Hinterkopf bis an den Rockbesatz herunter, und ist mit einer großen silbernen Nadel bei

festigt. Ihr Kopfputz besteht in einem Stück faltiger Leinwand, von dem die Enden hinten herunter hangen. Er soll theils zum Schutz gegen die Sonnenhitze, theils zur Zierde und Auszeichnung dienen.

Diese Frauenzimmer erscheinen außer dem Haus nie ohne Schuhe, um ihrem behaupteten Ansehen nichts zu vergeben. Die Caciquen ziehen sich jezt gerade so an, wie die angesehnen Mesteer, sie tragen Mantel und Hut wie diese; durch den Gebrauch der Schuhe unterscheiden sie sich von dem gemeinen Indianer.

Die Männer, sowohl Kreolen als Spanier, sind gut gebaut, und von lebhafter, angenehmer Gesichtsbildung. Die Mesteer sind im allgemeinen gut gewachsen, schlank und von nicht gemeiner Größe, haben auch leidliche Gesichtszüge. Die Indianer beiderley Geschlechts sind zwar von kurzem aber starkem, kräftigem Wuchs; mehrere Naturfehler findet man unter diesen, als unter den erstern Klassen; hier ist ein Zwerg, dort ein Tauber, dort ein Blinder, dem fehlt ein Arm, jenem ein Bein. Ihr Haar ist lang

und dick. Sie halten aber auch soviel darauf, daß der gröste Schimpf im Haarabscheiden besteht. Jede andere Züchtigung, die nur ihr Herr für schicklich erdacht hat, halten sie als leidende Dulder aus; allein das Abschneiden ihrer Haare würden sie nie vergeben; weswegen die Landesregierung nur bey den härtesten Verbrechen diese Strafe erlaubt. Die Mesteer haben aus Unterscheidungssucht ihr Haar abgeschnitten, welchen Beyspiel ihre Weiber aber nicht nachfolgen. Die Indianer haben keinen Bart; die einzige Veränderung am Kinn, welche die Jahre der männlichen Reife hervorbringt, besteht in einzeln, wenigen Härchen, die so kurz und dünn sind, daß sie die Nachstellungen des Scheermessers nicht zu fürchten haben; selbst das andre Geschlecht hat nicht die gewöhnlichen Zeichen der Mannbarkeit.

Mangel an schicklichen Beschäftigungen vermehrt die natürliche Trägheit dieses Volks, und macht die Grundlage einer grenzenlosen Neigung zum Tanz und Vergnügen aus, welche, bey dem gänzlichen Mangel von Erziehung, in eine Zügellosigkeit ausartet, wo-

von kein andres Land ein gleiches, geschweige denn ein übertreffendes Beyspiel aufzuweisen hat, die man aber als Wirkung des bey solchen Veranlassungen häufig genossenen Rums und der Chica anzusehen gewohnt ist.

Bemerkenswerth ist es, daß sich die ledigen Personen beiderley Geschlechts keiner dieser Ausschweifungen zu Schulden kommen lassen; es ist eine unter ihnen angenommene Regel, daß nur alle die Häupter der Familie die Erlaubniß haben, sich zu betrinken, welche hernach die Familienglieder gebrauchen, auf sich acht geben zu lassen, wenn sie dieses Geschäft nicht selbst mehr besorgen können.

Bey diesen Festen reichen die Weiber selbst ihren Männern die Kürbisflaschen voll Chica, bis die Lebensgeister die gehörige Spannung erhalten. Dann wird Musik gemacht und getanzt. Von Anstrengung und Unmäßigkeit ermattet, legen sie sich alle mit einander und durch einander nieder, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ihr Weib, Tochter oder Schwester, oder das Weib eines andern

in ihren Armen liegt. Diese Belustigungen dauern verschiedene Tage fort, bis ihr Priester kommt, die Chica umschüttet, die Gefäße zerbricht, und die ganze Versammlung verjagt. Es versteht sich, ohne mein Anführen, von selbst, daß nur die Hefen des Volks Theil an diesen beschriebenen Festen nimmt.

Die Spielsucht steht auf dem Verzeichniß ihrer Laster oben an, und die Vornehmen und Reichen geben hier das erste Beyspiel, welchen die niedern Stände zum grösten Verderben ihrer Familie folgen. Die, welche das wankelmüthige Glück in ihrer Erwartung betrogen hat, nehmen nun ihre Zuflucht zum Diebstahl, worin sie sich sehr geübt und geschickt benehmen. Obgleich in andern Stücken äußerst feig, fehlt es ihnen hierbey doch nicht an Keckheit. Bey eintretender Dunkelheit legen sie ihre Beinkleider und andre Kleidung ab, salben sich den ganzen Körper mit Oel, und legen sich nun in Hinterhalt. Kaum nähert sich der Reisende, als sie auf ihn hervorstürzen, und ihn seines Hutes berauben; mit welcher Beute sie sicher sind zu entwischen; denn werden sie auch bey

der That ergriffen, so schlüpfen sie wie ein Aal durch die Finger, und ihre schnellen Füße sichern sie vor der Gefahr, eingeholt zu werden. So anscheinend gering dieser Vortheil ist, so ist doch meistens ein solcher Fang von beträchtlichem Werth, da ein solcher weißer Kastor schon an sich 15 bis 20 rthlr. kostet; das silberne oder goldene Band ungerechnet, welches eine goldne Schnalle, mit Diamanten oder Emerauden besezt, zusammenhält. Hier ist weiter keine Art von Straßenräuberey bekannt, aber viel häufiger sind nächtliche Diebstähle; um dieß zu verhindern, geht die ganze Nacht eine Wache durch die Straßen, und der wachhabende Offizier muß allen durch Diebstahl verursachten Saden ersetzen. Mestiez und Indianer glauben, das Wegnehmen eßbarer Dinge gehöre nicht unter den Begriff des Diebstahls.

In Quito, und allen dazu gehörigen Städten und Dörfern, werden verschiedene Dialecte gesprochen. Spanich ist hier nicht weniger allgemein wie Indianisch. Die Creolen sprechen beyde Sprachen, verstümmeln aber auch beyde mit selbst erdachten barba-

rischen Worten und Ausdrücken. Die Kinder sprechen zuerst die Sprache ihrer Ammen und Wärterinnen, welche Indianerinnen sind, und wovon viele nicht eine Sylbe Spanisch verstehen. Auf diese Weise gewöhnen sich die Kinder die indianische Aussprache an, welche einen so starken Eindruck bey ihnen macht, daß sie 5 bis 6 Jahre alt werden, ehe sie Spanisch sprechen lernen; die gewohnte Verfälschung hängt ihnen auch so stark an, daß ihr Gespräch eine Mischung beider Sprachen ist. Dieß begegnet auch den Europäern, so bald sie anfangen die Landessprache zu verstehen, so daß ein gebohrner Spanier, der nicht an diesen Dialect gewöhnt ist, einen Dolmetscher in seiner Muttersprache nöthig haben würde.

Unter den vielen zur herrschenden Sitte gehörenden Sonderbarkeiten zeichnet sich die Eingehung ihrer ehelichen Verbindungen aus. Als ein untrügliches Kennzeichen persönlicher Reize eines Mädchens wird es angesehen, wenn sie ihre höchste Gunst an andere verschwendet hat, und ihre Wahl fällt immer nur auf einen solchen Gegenstand. Hat ein

junger Mann sein Auge auf ein Mädchen geworfen, und hat die Absicht, sie zu seiner Braut zu machen; so geht er zuerst zu ihrem Vater, und sobald dieser seine Einwilligung gegeben hat, wohnen die Brautleute als Mann und Frau zusammen, und unterstützen den Schwiegervater in seinen Berufsgeschäften. Nach Verlauf von 3 bis 4 Monaten, zuweilen auch eines ganzen Jahres, verläßt der Mann die Frau ohne Umstände, und macht wohl noch obendrein seinem vermeintlichen Schwiegervater Vorwürfe, daß er ihm seine Tochter zur Ehefrau aufhängen wolle, da es doch niemand einmal der Mühe werth gefunden, sie zur Bettgesellin zu machen. Hat der Mann weder hierüber, noch sonst Ursache zur Beschwerde, so heyrathen sie sich, nachdem die 3 Monate zu Ende sind, welches als eine Probezeit, um sich zusammen zu gewöhnen, gilt. Alle Bemühungen der Geistlichkeit, diese Sitte abzustellen, sind vergeblich gewesen, und diese Gewohnheit hat ihr Ansehen zu behaupten gewust. Daher wird auch kein Paar früher zusammen gegeben, bis die-

se Sünde durch die Beichte und Absolution abgwaschen ist.

Die Prachtliebe bey Beerdigungen, und der damit verknüpfte Aufwand, übersteigt alle Gränzen. Man hat viele Beyspiele, daß sich die Ueberlebenden aus der lächerlichen Sucht, einander zu übertreffen, ganz ruinirt haben. Der Verstorbene muß diese Welt in sehr schlechten Umständen verlassen haben, wenn nicht alle Pfarrgemeinden, und das ganze Capitel der Hauptkirche, zu seinem Leichenbegängniß eingeladen werden sollen; während des Zugs werden alle Glocken der Stadt geläutet, und die geringste Kleinigkeit beym Begräbniß scheint von der Verschwendung selbst angeordnet zu seyn. Die Häuser füllen sich mit Leidtragenden, und wieder zu deren Trost mit Fässern voll Chica; einige werden auf die Straße geschickt, um die Vorübergehenden herein zu nöthigen, welche dem Verblichenen zu Ehren Bescheid thun müssen. Ein solches Bachanal dauert 4 bis 5 Tage, und zuweilen noch länger.

Quito hat eine sehr glückliche Lage, weder Hitze noch Kälte ist in dem Grad, wo bey-

des beschwerlich zu werden anfängt. In der Nachbarschaft kann man beyde unangenehme Extreme fühlen. Winter und Sommer wechseln beynahe nur die Namen gegen einander aus; so wenig verändert sich die Natur bey diesem Tausch. Die Morgen sind kühl, der übrige Tag warm, die Abende und Nächte von der angenehmsten Temperatur. Die reinste, angenehmste Luft, weht dem Wanderer Kühlung zu, und keine Orkane schrecken den Schiffer. Ohne Rücksicht auf gewisse Jahreszeiten, wechseln Nord- und Südwind mit einander ab, welches diese Gegend von den unangenehmen Eindrücken der Sonnenstrahlen befreit, die in Himmelsstrichen, welche mit diesem in einer fortlaufenden Breite liegen, so unerträglich sind. Kurz man hätte Ursach, Quito als den glücklichsten Punkt der Erdkugel anzusehen, wenn nicht die unangenehmen Naturscenen den angenehmen ihre Stärke und Dauer abgeborgt zu haben schienen.

Die Schönheiten des Klima halten nicht gegen die Plagen schadlos, welches es mit sich führt. Hier hört man die schrecklichsten

Gewitter, und diese verziehen sich nur, um denen noch viel verderblichern Erdbeben zu weichen. Von beiden werden aber die Einwohner in dem Schooß der Sicherheit überrascht. Den ganzen Morgen bis Mittag, steht die Sonne in ihrem reinsten Glanz am heintern, unbewölkten Himmel; jezt steigen die Dünste empor, die die Sonne an sich zieht, und damit den Aether in drohendes, schwarzes Gewölk verunstaltet. Es theilt sich aus einander, um zuckende Blitze herunterschießen zu lassen, die von krachenden Schlägen begleitet sind, die von den benachbarten Bergen zitternd wiederhallen. Nur zu oft empfindet die Stadt die schrecklichen Folgen davon. Unaufhaltsam wälzen sich Ströme von den Gebirgen herunter, machen die Straßen ungangbar und reißen Häuser mit sich fort. Dieses fürchterliche Schauspiel dauert bis Sonnenuntergang, dann klärt sich der Himmel auf, und die Natur zieht ihr schönes Morgenkleid an. Zuweilen dauern die Regen die ganze Nacht hindurch, ja viele Einwohner wissen sich zu erinnern, daß zu ihrem Schrecken, ein sol-

cher Sturm 3 bis 4 Tage angehalten, und den grösten Theil ihres Eigenthums verwüstet hat.

Fremde empfinden kaum den Wechsel der Jahreszeiten; die Zwischenzeit vom September bis April begreift die Wintermonate, worin es sehr viel regnet; die Sommermonate bringen sehr schönes Wetter; bleibt aber auch hier der Regen nur 14 Tage aus, so sind die Einwohner in der grösten Bestürzung, und Regenwetter ist der Gegenstand öffentlicher Gebete. Eine ähnliche Furcht befällt die Einwohner, wenn der Regen etwas dauernd ist, und sie einige Unbequemlichkeit davon empfinden; sogleich füllen sich die Kirchen wieder mit Suplicanten, um schönes Wetter, denn zu viel Regen verdirbt ihre Aernten, und anhalterde Dürre veranlaßt gefährliche Krankheiten; auf diese Weise leben sie in steter Besorgniß. Regengüsse sind nicht nur wünschenswerth, um die innerliche Sonnenhitze zu mildern, sondern auch darum wohlthätig, weil sie die Straßen vom Koth reinigen, welchen die Unsauber=

keit des gemeinen Volks bald unerträglich machen würde.

Eine unbekannte Eigenschaft der Luft hält Quito bis auf die Nigua, (in Westindien gewöhniglich Jigger genannt) von allen Insekten frey, die sonst ein heißes Clima durchschwärmen. Die Nigua ist ohngefähr von der Größe eines Flohs, eher etwas kleiner; sie weis sich so geschickt an Füßen und Beinen festzusetzen, daß man sich ihrer kaum erwehren kann; die erste Ankündigung, daß sie ihre Wohnung aufzuschlagen gedenken, ist ein kitzelndes Jucken, der Empfindung ähnlich, welche eine Frostbeule verursacht. Anfangs kann man sie mit geringer Mühe ausziehen, läßt man ihnen aber Zeit sich einzunisten, so machen sie zwischen Haut und Fleisch ihr Nest, legen ihre Eyer hinein und erweitern es, nachdem ihre Anzahl wächst, bis auf 1/4 Zoll und mehr; jezt fangen sie an, sehr schmerzhaft zu werden, und werden sie noch nicht herausgezogen, so setzen sie ihren Weg gerade auf den Knochen fort, wovon ich selbst manche schreckende Beyspiele gesehen habe,

zu welchen der Schmutz der Indianer und ihre Sorglosigkeit Vernachlässung gegeben hatten. Beym Herausnehmen dieser Niguas muß die gröste Vorsicht angewendet werden; denn sollte unglücklicherweise das Nest auseinander fallen, oder gar der Igger zurück bleiben, so würde sich im Fleisch, ehe die Wunde noch geheilt wäre, eine neue Colonie bilden, und die Cur schmerzhafter und schwieriger machen, darum muß nicht versäumt werden, auch die Eyergen wegzunehmen. Die Abstuffung von Hitze und Kälte ist so glücklich getroffen, daß der Boden immer Feuchtigkeit hat, und doch wieder durch die befruchtenden Sonnenstrahlen erwärmt wird. Der Fremde, dem die Abwechslung der Jahreszeiten, ihrer Wirkungen nach, nicht fühlbar ist, und also unvermerkt geschieht, wird in ein angenehmes Staunen versezt, zu einer und derselben Zeit Schönheiten und Früchte zu erblicken, die sonst nur gewissen Jahreszeiten eigen sind.

Saat und Erndte werden hier öfters zusammen besorgt; wäherend das lezt gesäete

Korn aufgeht, schoßt das schon länger in der Erde befindliche, und noch andres steht in der Blüthe. Auf diese Art geben die Flächen der benachbarten Hügel die Schönheiten aller Jahreszeiten auf einen Blick.

Vorräthe von Lebensmitteln aller Art trift man hier in Ueberfluß an, die auch im Wohlgeschmack von keinem andern Land übertroffen werden. Rindfleisch wird auf dem Markt viertelsweise um 4 Rials nach englischer Münze um 2 Schilling 3 Pence, (16 ggr. 3 pf.) Hammelfleisch eben so, und, wenn die rechte Zeit ist, ein ganzer Hammel um einen Thaler verkauft. Andere Fleischarten werden im Ganzen verkauft, und der Preiß wird von der Accise bestimmt.

Früchte giebt es hier im Ueberfluß, und nicht nur solche, die in warmen Himmelsstrichen gedeihen, sondern auch solche, die in kalten Gegenden fortkommen, als: Äpfel, Birne, Pfirschen, Pflaumen, Erdbeeren. Früchte sind das erste Gericht, was auf den Tisch gesezt wird, und werden auch zulezt wieder abgenommen. Diese Fruchtscha-

len machen mit den andern Schüsseln einen schönen Contrast. Bey Personen von Ansehen ist es Sitte, zwischen den übrigen Speißen Obst zu essen.

Die Vorzüge des Bodens werden noch durch den Besitz zahlreicher Goldminen vermehrt, wiewohl viele Adern gänzlich verlohren gegangen sind. Blos das Andenken an den Besitz ehmaliger Reichthümer ist noch übrig: dazumal war nicht nur die Hauptstadt, sondern auch die Dörfer stärker bevölkert. Die reichen Goldgruben in dem Bezirk Macas giengen bey einem Aufstand der Indianer verlohren, nnd ihre Lage ist ganz aus dem Andenken verwischt. Die Bergwerke von Zaruma sind aus Mangel an arbeitenden Händen liegen geblieben, und der Glanz der ganzen Provinz scheint sich zum Untergang zu neigen. Zwar dauert die dem Clima ganz eigene Fruchtbarkeit noch fort, allein kaum ist noch der Schatten des ehemaligen Gepränges übrig. Der ungeheure Reichthum, auf den Quito so stolz war, ist dahin, und liegt in seinem Busen begraben; die Fruchtbarkeit des Bodens kann nicht

allen ihren Bedürfnissen abhelfen; kurz es fehlt hier an der wohlhabenden Außenseite und der Größe, die man in den andern Provinzen von Peru antrift, wo der Umlauf des Silbers den allgemeinen Anschein von Ueberfluß, Glanz und Fröhlichkeit zur Folge hat.

Der Handel von Quito steht unter der Leitung der Europäer. Die inländischen Manufacturen liefern baumwollene Zeuge, verschiedene Tücher rc. diese setzen sie auf dem Markt, Lima, an die innern Provinzen von Peru gegen goldene und silberne Franzen, Wein, Brandwein, Oel, Kupfer, Zinn und Quecksilber um.

Die untern Volksklassen treiben einen Tauschhandel mit Weizen, der recht viel Vortheil gewähren würde, wenn nur die Fracht nicht zu hoch käme. Die Mühe und Kosten das Getraide an den Ort zu schaffen, wo es wenig giebt, erschöpft den Gewinn zu sehr, um ganz davon leben zu können.

Die Provinzen unter sich treiben einen Tauschhandel mit ihren Erzeugnissen, welcher durch Anreiz der Nacheiferung den Kunst-

fleiß befördert. Nicht allein die handelnden Personen, sondern das ganze Land, zieht beträchtlichen Gewinn daraus; auf diese Weise tragen die meisten Personen, die nicht gerade die Hauptstadt bewohnen, inländische Fabricate, da nur Personen von großem Vermögen europaische tragen können, wegen des hohen Preißes, worin sie stehen. Es werden daher eine unsägliche Menge Tücher und Zeuge verfertigt, und diesem Umstand verdankt die Provinz gröstentheils ihren glücklichen Zustand.

Siebenter Brief.

Wir machten nun Anstalten zu unsrer Abreise nach Mexico, und Don Miguel, dessen Gegenwart Geschäfte in St. Miguel d' Ibarre, wo er große Besitzungen hatte, nothwendig machten, begleitete uns bis dorthin. Dieser Ort ist die Hauptstadt des Bezirks, und liegt in einer geringen Entfernung westwärts der Cordilleros, auf einer großen Fläche, zwischen zwey großen, schönen Flüssen, welche der ganzen Ebene ein fruchtbares Grün mittheilet.

Die Feuchtigkeit des Bodens führt die unangenehme Nothwendigkeit mit sich, daß die Einwohner ihre Häuser öfters repariren müssen. Die Stadt ist ziemlich groß, hat breite Straßen, welche in rechten Winkeln gebaut sind. Es sind stattliche massive Gebäude mit darunter, andre von mittlerer Größe sind von Backsteinen, und mit schönen, rothen Ziegeln gedeckt. Die Vorstadt wird

von Indianern bewohnt, deren Hütten reinlich, doch niedrig und ärmlich aussehen, wie in den meisten Orten dieser Gegend. Man berechnet die Anzahl der Enwohner auf 12000 Seelen.

Wir hielten uns hier einige Zeit auf, und machten verschiedene kleine Reisen in die umliegende Gegend. Die Luft ist mild und gemäßigt. Viele von den Meyereyen haben Pflanzungen von Zuckerrohr, woraus sie eine große Menge Zucker gewinnen. Am Fuß der anstoßenden Berge wird Maiß, Weizen und Gerste gebaut. Schaafe und Ziegen giebt es in Menge, und die Indianer weben eine ansehnliche Quantität Tuch und baumwollen Zeug.

Wir beurlaubten uns nunmehr bey D. Miguel, der uns mit frischen Creditbriefen nach Panama versah, und auch an den Gouverneur angelegentlich empfahl. Nachdem wir einige Zeit westwärts gereiset waren, gelangten wir nach Tumaco, einem kleinen Hafen in dem Bezirk Acamanes. Wir schifften uns hier auf ein nach Panama segelfertiges Fahrzeug ein, und liefen am 20sten

September, nach einer verdrüßlichen Fahrt von 3 Wochen, im Hafen ein. Dieser Hafen heißt Perico, und ist der Sammelplatz für die peruvianische Flotte während der Messe in Porto-Bello; er ist selten von Küstenschiffen leer, deren von aller Gattung hier liegen.

Der Gouverneur empfieng uns sehr schmeichelhaft, und gab uns während unsers Aufenthalts zwey seiner Leute zur Begleitung, die durch ihre uns geleisteten Dieste viel zu unsern Vergnügen beytrugen.

Diese Stadt hat eine sehr schöne Außenseite, gerade, breite und gut gepflasterte Straßen, sogar in der Vorstadt. Ursprünglich waren die Gebäude von Holz, nachdem aber ein großer Theil der Stadt in Asche gelegt worden war, hat man angefangen, massiv zu bauen. Die innere Einrichtung der Privathäuser ist geschmackvoll, aber nicht kostbar. Obgleich die Einwohner im Ganzen nicht so unermeßlich reich sind, wie in einigen andern Theilen von Afrika, so haben sie doch alle hinlängliches Auskommen, und einige kann man für wohlhabend angeben;

so daß Panama nicht gerade den ersten, doch auch nicht den lezten Platz unter den amerikanischen Städten einnimmt.

Die hervorstechende Neigung ihrer Bewohner zum Handel läßt sie nicht die vortheilhafteste Lage zum Ackerbau benutzen, welche Panama mit andern Städten gemein hat. Der Boden bleibt ganz der Natur überlassen. Daher rührt als nothwendige Folge, Mangel an den Producten der Erde, und Theurung derselben. Andre Städte desselben Bezirks, oder die Küsten von Peru, versehen sie mit dem Nothwendigen.

Panama treibt einen ausgebreiteten Handel. Die Waarenlager sind voll von peruanischen Schätzen und europäischen Gütern, die auf dem Fluß Chagre, von Porto-Bello und Charthagena, hieher geschaft werden. Der Präsident sendet auch alljährlich einige Schiffe nach den neuspanischen Provinzen, um Theer, Naphta und Tauwerk zum Gebrauch der im Hafen von Panama vor Anker liegenden Schiffe zu holen.

Die vielen Perlen, die sich in dem Meerbusen von Panama finden, und der ansehn-

liche Erlös daraus, hält die Einwohner meist gegen den hohen Preiß der Lebensmittel schadlos. Die Entstehungsursache dieser Theurung liegt theils in der starken Consumtion, theils auch darin, daß der Anbau und die Zucht derselben so sehr vernachläßigt wird, weil alle Hände dem Handel irgend einer Art zugethan sind. Es sind nur wenige Personen in Panama, die nicht den grösten Theil ihrer Sklaven zur Perlenfischerey benutzen, deren Beschreibung in diesem Brief ihren Platz angewiesen erhält.

Eine große Fertigkeit im Schwimmen, und die Kunst, den Athem lang an sich zu halten, machen die ersten Erfordernisse der zu diesem Geschäft bestimmten Negersklaven aus. Die Herren dieser Perlenfischer schicken eine Anzahl derselben auf die benachbarten Inseln. Hier bauen sie sich zuförderst Hütten, weil sie zuweilen wochenlang ausbleiben. Acht bis zehn dieser Neger, von einem Aufseher begleitet, gehen den wohlbekannten Betten dieser Austern zu; dann suchen sie mit ihrem Boot einen Platz von 10 bis 12 Faden Tiefe; einer schlingt sich einen Tau rund um den

Leib, dessen Ende am Boot festgebunden ist, nimmt ein Gewicht mit sich, um das Untertauchen zu befördern, und fährt nun unter's Wasser. Jezt hat er den Boden erreicht, eine Auster ergriffen und unter den linken Arm genommen, die zweite in der linken Hand, die dritte in der rechten Hand, und öfters noch eine in dem Mund; so kommt er in die Höhe, schöpft Luft, und samelt seine Beute in einem angehängten Sack. Kaum ist er wieder zu Athem gekommen, so taucht er wieder unter, und wiederholt es so oft, bis sein Tagewerk vollendet ist.

Jeder Taucher muß seinem Herrn täglich eine bestimmte Anzahl Perlen liefern. Dem zufolge öffnen die Neger die Austern selbst, und überliefern die darin befindlichen Perlen dem Aufseher, bis die bestimmte Zahl voll ist; so wie die Perle einmal gebildet ist, muß sie dieser annehmen, sie sey auch noch so klein. Die Ueberzähligen, zuweilen die größten, sind dem Neger eigenthümlich, und sein Herr hat nicht den geringsten Anspruch darauf zu machen, und der Sklave ist berechtigt, sie dem Meistbiethenden zu überlassen; gleich-

wohl erhält sie der Herr gewöhnlich um einen geringern Preiß. Hierzu kommen verschiedene Ereignisse, die den Neger abhalten können, seine Zahl zu liefern; der Ueberschuß eines glücklichern Tages wird also angewandt, die Lieferung zu ergänzen, so daß dem Taucher immer nur sehr wenig Gewinn bleibt.

Diese Fischerey ist nicht nur mühsam, wenn die Austern fest an den Felsen sitzen, sondern wird auch durch die Nachstellung verschiedener großer Fischarten gefährlich, welche entweder den Neger anfallen, oder ihn mit ihrer Schwere zu Boden schmettern. Die Taburonen und Tintoreras, welche von ungeheuerer Größe sind, füttern sich mit den Leichnamen dieser unglücklichen Fischer, die Mantas schlingen entweder ihre Floßfedern um die Taucher, und drücken sie so todt, oder zerquetschen sie an den Felsenklippen.

Die Neger führen zur Vertheidigung gegen diese räuberischen Geschöpfe ein scharfes Messer mit sich, mit welchem sie dem Fisch eine Wunde beyzubringen suchen, worauf er sogleich entflieht. Der Sklavenaufseher hat

ein scharfes Auge auf die Ungeheuer; so wie er eines erblickt, giebt er, durch die Bewegung des Seils, dem Taucher zu verstehen, daß er auf seiner Huth seyn soll. Zuweilen fahren sie selbst unters Wasser, um dem in Gefahr schwebenden Neger beyzustehen; allein nur zu oft kommt ihre Hülfe zu spät, und der Taucher ist entweder schon verzehrt, oder hat doch eines seiner Glieder verlohren.

Die aus diesen Fischereyen gewonnenen Perlen sind im Ganzen groß und schön gebildet. Nur sehr wenige werden nach Europa gesandt; der größte Theil wird nach Lima geschaft, wo sie einen großen Absatz finden, indem nicht allein dort alle Personen von Stand Perlen tragen, sondern auch noch in die innern peruvianischen Provinzen versenden.

Die Goldmine in der Nachbarschaft von Panama macht die zweite ergiebige Quelle ihres Reichthums aus. Am meisten Ausbeute wurde in der Provinz Darien gewonnen; allein die Indianer erregten einen Aufstand, trieben die Werkleute hinweg, und

tödteten einige; verschiedene Versuche, diese Bergwerke wieder zu erlangen, schlugen fehl, so daß jezt nur einige wenige Bergwerke auf den Gränzen im Gang sind, welche doch noch eine ziemliche Menge Gold liefern.

Wir standen eben im Begriff, die Erdzunge zu durchkreuzen, um Porto-Bello und Charthagena zu besuchen, als Briefe, welche uns ein Schiff von Callao mitbrachte, unsrer Reise ein Ziel sezten. Diese Briefe waren durch einen Courier an Don Juan de Velica, der sie von Lima aus, durch ein hieher segelfertiges Schiff an den Gouverneur eingeschlossen, und diesen gebeten hatte, im Fall uns die Briefe nicht mehr treffen sollten, sie nach Mexico zu befördern.

Sie enthielten eine Aufforderung, nach St. Jago zurückzukehren, weil während unsrer Abreise der Präsident von Chili gestorben sey, und Don Henrico einstweilen, bis der König seinen Nachfolger bestimmt hätte, diese Stelle bekleidete, und Don Alphonso in seines Vaters Posten, als Patron der Indianer, rücken sollte. Diese Veränderungen erforderten schleunige Rückkehr, die wir auch

sogleich auf einem Schiff antraten, das nach Callao in die See zu stechen im Begrif stand.

Sr. Exzellenz, der Gouverneur, wünschte dem D. Alphonso sowohl zur Beförderung seines Vaters als seiner eigenen, Glück, und lud uns zu einem Gastmahl ein, wobey alle Personen von Stand zugegen waren, und welches mit verschwenderischer Pracht angeordnet war; hernach wurde bis am Morgen getanzt. Der Anzug der hiesiegen Damen ist geschmackvoll und glänzend, wiewohl nicht so kostbar, wie der von den limaischen Schönen. Ihr äußerer Putz gleicht der Chemise à la reine, die Aermel lang und breit, gegen die Hand zu offen, und wie der Busenstreif mit Spitzen besezt. Das Kleid wird von einem goldnen Gürtel zusammen gehalten. Ihr Haar ist mit Perlenschnüren durchwunden, Ihre Arme schmücken Armbänder, bald von Gold, bald von Perlen. Ihr Unterrock reicht nur bis an die Wade, von da, bis etwas über den Knöchel, bedeckt ein breiter Spitzenbesatz das reich gestickte Strumpfband an den schönen, seidenen Strumpf, nur halb.

Das Ganze hat etwas Gefälliges. Die Damen selbst sind schön, lebhaft, von munterer Laune und tanzen vortreflich. Nur mit dem grösten Widerwillen mußten wir uns aus dem bezaubernden Umgang dieser reizenden Weiber losreißen, die für die ganze künftige Woche Lustbarkeiten vorschlugen; das Schiff lag fertig und wartete auf uns, um auszulaufen, wir waren also genöthigt, alles auszuschlagen.

Wir schifften uns am Bord der Felecia, von ohngefähr 200 Tonnen, ein, und verloren am 10ten October, bey einem günstigen Nortost, gar bald das Land aus dem Gesicht. Der Wind blieb bis auf wenige Veränderung in seiner Richtung, bis wir am 18ten Capo-Blanco erreichten. Eine Windstille, die 3 Tage anhielt, zwang uns, hier liegen zu bleiben, am 4ten Tag führte uns ein W. S. W. in den Hafen von Callao. Wir machten sogleich dem Don Juan unsre Aufwartung, der sehr erfreut war, uns wieder zu sehen, und nur bedauerte, daß die Umstände uns keinen längern Aufenthalt gestatteten. Wir hatten das Glück, ein nach Valparaiso bestimmtes

Schiff anzutreffen, welches nach einer angenehmen Reise von 28 Tagen wohlbehalten in diesem Hafen einlief. Wir brachten diese Nacht, welche schon beym Anckerwerfen eingebrochen war, noch am Bord zu. Den folgenden Morgen stiegen wir unter den Glückwünschen der ersten Kaufleute ans Land, und wurden von dem Gouverneur sehr freundschaftlich empfangen. Er erfreute uns mit der angenehmen Nachricht, daß der Präsident und seine Familie sich wohlbefänden, und nur unsrer Ankunft ängstlich entgegen sähen.

Der Tag war schon zu sehr abgelaufen, um daran denken zu können, noch diesen Abend St. Jago zu erreichen; wir nahmen daher die Einladung des D. Joseph de Mendoza, mit ihm zu Mittag zu speißen, an, und fuhren den Nachmittag auf sein Landgut, das ohngefähr 6 Seemeilen von der Stadt auf unserm Wege lag, wo wir einen sehr angenehmen Abend zubrachten. Der Gouverneur war Wittwer, und Donna Anna, seine Tochter, von ohngefähr 19 Jahren, besorgte das Hauswesen. Nach dem Abendessen ließ

sich

sich Donna Anna, auf den Wunsch ihres Vaters, ihre Harfe ins Zimmer bringen, und entlockte den Saiten mit so vieler Fertigkeit und Gefühl einige Töne, welche meinen Reisegefährten ganz bezauberten; nach verschiedenen Griffen, die schon die Meisterin bezeichneten, begleitete sie ein ernsthaftes Lied mit einer so reinen schmelzenden Stimme, wie ich vor ihr nie gehört hatte, und Don Alphonso's Herz war erobert.

Pfeilschnell flogen die Minuten. Es war endlich Zeit, uns zu beurlauben, wovon mein Freund sich, ohngeachtet meiner Winke, nicht überzeugen wollte. Sein Abschied von Donna Anna zeugte zwar von der tiefsten Ehrfurcht, hatte aber einen Abdruck seiner Empfindungen gegeben, der mir keinen Zweifel über den veränderten Zustand seines Herzens ließ. In der That war diese junge Dame, ihre Talente und Geistesvorzüge abgerechnet, von reizender Gestalt, brünet, und von einer belebten einnehmenden Bildung; in jeder Handlung entwickelte sich eine neue Grazie; diesen schönen Körper

bewohnte ein Geist, von der zärtlichen Sorgfalt eines Vaters gebildet, der selbst alle Kenntnisse in sich vereinte; welcher allein hinreichend gewesen wäre, einen jungen Mann zu fesseln; in dessen Adern nicht das warme Blut des Don Alphonso gerollt hätte.

Mit anbrechendem Tage verfolgten wir unsern Weg, und langten Nachmittag um 5 Uhr in St. Jago, zur größten Zufriedenheit des Präsidenten und seiner Familie, an, die in Don Alphonso ihren Stolz und ihr Glück suchten.

Auch mein Empfang war der warmen uneigennützigen Freundschaft, welche mir bisher erwiesen worden war, ganz entsprechend. Mein würdiger Gönner war so weit von jener lächerlichen Hoheit entfernt, die so allgemein Standeserhöhungen begleitet, und für die Geringern so drückend und niederschlagend ist. Sein wohlwollendes Herz schien durch sein leutseliges Gesicht; was er nicht gewähren konnte, schlug er doch gewiß mit einer Art ab, daß sich selten Spuren von Kränkung und Mißmuth auf den

Stirnen derjenigen zeigten, die ihn verließen.

Glückwünsche und dahin abzweckende Besuche, Tänze und andre Belustigungen raubten uns die ersten 10 Tage nach unsrer Rückkehr, nach deren Verlauf D. Alphonso seinen neuen Posten antrat. Der Präsident erforschte nun meine Neigung in Bezug auf England, und da er fand, ich würde gern in Amerika bleiben, beehrte er mich mit einem einträglichen, ehrenvollen Amt unter seinem Sohn. Diese Stelle entsprach ganz meinen Wünschen, so wie es auch Don Alphonso gern sah, daß er mich als Reisegesellschafter auf den Besichtigungen in den verschiedenen Provinzen und Bezirken, welche ihm seine Stelle zur Pflicht machte, beybehalten konnte.

Meine Zeit verstrich mir sehr angenehm. Spanisch sprach und schrieb ich geläufig, und mit dem Geschäftsgang wurde ich auch sehr bald vertraut. Die Zeit rückte immer näher, daß Don Alphonso die verschiedenen

Bezirke bereisen mußte, und mit jedem Tage wurde er gedankenvoller und in sich gekehrter. Der Präsident fragte mich so dringend um die Ursache, daß ich es für meine Schuldigkeit hielt, ihm meine Muthmassung der gefaßten Neigung gegen Donna Anna mitzutheilen. Er schien diese Idee nicht ganz ungünstig aufzufassen, gab aber dem Gespräch eine andre Wendung, und ich blieb über seine Meinung in völliger Ungewißheit. Den andern Morgen kam Don Alphonso, ehe ich aufgestanden war, in mein Zimmer, mit der Erzählung: Sein Vater habe ihm seine Neigung gegen Donna Anna vorgehalten; seine Verwirrung habe sein Geheimniß verrathen, und der Vater habe ihn hierauf in der marternden Ungewißheit gelassen, ob ihm sein Geständniß gefallen oder mißfallen habe.

Eine Woche durch waren wir in der gespanntesten Erwartung, denn der Präsident wußte so geschickt jeder Privatunterredung auszuweichen, und sein äusseres Benehmen blieb sich so gleich, daß es unmöglich war, seine Absicht zu ergründen. Endlich kam

Don Alphonso ganz entzückt mit der Nachricht zu mir: Er hätte seines Vaters Einwilligung zu seiner Verbindung mit Donna Anna erhalten, und daß vielleicht bald die Erklärung des Don Joseph eintreffen würde, indem sein Vater gleich nach der Entdeckung des Geheimnisses, mit Verhehlung seiner Zufriedenheit, an dem Gouverneur geschrieben, und ihm erlaubt habe, sobald er nur wollte, diesem aufzuwarten. Ich wünschte ihm im voraus Glück, und begleitete den ungeduldigen Liebhaber, der sogleich abreisen wollte, 12 Seemeilen weit.

Während seiner Abwesenheit legte ich mich auf das Indische, und da ich eine ziemliche Fähigkeit in Erlernung der Sprachen besitze; so war ich bald im Stande, ohne Hülfe eines Dollmetschers die Streitigkeiten der Indianer anzuhören und zu entscheiden.

Ohngefehr 6 Wochen nach Don Alphonso's Abreise fiel ein unglückliches Ereigniß in der Familie des Präsidenten vor, welches die Vermählung des erstern (wovon der Tag schon angesezt war) verzögerte, und

nicht nur die Familie, sondern auch die ganze Stadt in die tiefste Betrübniß sezte. Donna Lucia hatte ihren Bruder geschrieben, und siegelte den Brief zu. Ein Funke von der Wachskerze erreichte ohnvermerkt ihr Kleid, und ehe sie es gewahr wird, schlägt die Flamme an ihr empor. Ihr Geschrey versammelte zwar ihre Mädchen um sie her; allein ihre Hülfe kam zu spät, und nach wenig Stunden war sie nicht mehr.

Diese unglückliche Katastrophe schlug die liebenswürdige edle Familie sehr nieder. Nach der verflossenen gewöhnlichen Trauerzeit wurde der Vermählungstag des Don Alphonso gefeyert. Donna Anna, seine liebenswürdige Gattin, wurde bald der Liebling von Donna Marcia, und die Wolken des Kummers, die wie ein neidischer Flor ihre schönen Züge verhüllten, fiengen an zu weichen. Die königliche Bestätigung des Don Henrico als Gouverneur der Provinz Chili machte die Heilung vollständig. Die Freude der ganzen Provinz bewies ihre herzliche Uebereinstimmung mit dem Willen ihres Souverains.

Wir hatten vor der Vermählung des Don Alphonso die südwestlichen Provinzen bereist, und waren in den 4 Monaten besonders glücklich. Don Alphonso wußte durch seine Geschicklichkeit und Ueberredungsgabe das Feuer der Zwietracht zu ersticken, welches zwischen den Indianern, welche die Ufer des Biobio bewohnen, unter der Asche glimmte, und ohne das Vereinigungstalent ihres neuen Patrons der ganzen Provinz die Schrecknisse des Kriegs hätte empfinden lassen.

Während unsrer Vorbereitung auf eine ähnliche nördliche Expedition, kam Nachricht aus Spanien von dem erfolgten Ableben des Bruders des Präsidenten, welches seinen Neffen zum Universalerben seines unermeßlichen Vermögens, und seine Gegenwart nöthig machte, um die ihm angefallenen Güter in Besitz zu nehmen.

Da sich nun die Niederlegung seiner Stelle durch seine Abwesenheit nothwendig machte; so erhielt sie der Neffe des Corrigidore, und zur Verwaltung meines Postens wurde ein Deputirter niedergesezt, da ich,

nach dem Wunsch der ganzen Familie, Don Alphonso begleiten sollte.

Auf die erhaltene Nachricht, daß in dem Fluß Plate eine Fregatte Depeschen vom Vicekönig von Lima erwarte, entschlossen wir uns, diesen Weg zu nehmen. Wir sagten ein zärtliches Lebewohl, und verfolgten die uns vorgezeigte Route über die Gebirge, und langten endlich nach einem mühseligen Marsch in der Stadt Mendoza an, deren erste Familie mit dem Schwiegervater des Don Alphonso sehr nahe verwandt war. Hier ruheten wir etliche Tage aus, versahen uns mit frischen Pferden und Wegweisern, und erreichten so St. Louis de Loyala, ohngefehr 50 Seemeilen ostwärts von Mendoza abgelegen. Hier trafen wir mit zwey Jesuiten zusammen, welche auf Visitationen ausgesendet waren und nach Cordua giengen. Unsre Freude war wechselseitig über dieses unvermuthete Zusammentreffen. In Cordua trennten wir uns wieder, und landeten zu unserm größten Vergnügen wohlbehalten in Buenos Ayres. Den größten

Theil des Weges waren wir in Kanoen den Fluß Plate herunter gefahren.

Jezt langten auch die Depeschen von Lima an. Am Bord der Santa Teresia von 36 Kanonen empfieng man uns sehr höflich. Sie lag an der Stadt Monte Vido, und stand unter den Befehlen des Don Frederico d'Ajuta.

Mit Anbruch des Tages nahmen wir unter dem Donner der Kanonen von der Stadt Abschied und stachen in See. Unsere Reise war sehr glücklich. In weniger denn 10 Wochen liefen wir im Hafen von Cadix ein, und sezten unsern Weg sogleich nach Sevilla fort, woran die Besitzungen des Don Alphonso stießen.

Dieser wurde von einem weitläuftigen Verwandten des Erblassers ehrfurchtsvoll empfangen und in Besitz der Verlassenschaft seines Oncles gesezt. Er ließ mich in Sevilla zurück, und reiste nach Madrit, wo er bey Hofe vorgestellt und sehr gnädig aufgenommen wurde. Mittlerweile suchte ich Nachrichten von England zu erhalten, von

deren Resultaten Sie schon hinlänglich unterrichtet sind. Ich will versuchen, ehe ich nach Amerika zurückgehe, Ihnen einige nähere Bemerkungen, auf unsrer Reise von St. Jago nach Europa, zu übermachen. Hier haben Sie nur einstweilen den Grundriß. Auch sollen noch Bemerkungen folgen, die während seines Aufenthalts in Spanien zu machen veranlaßt worden ist.

Ihr

aufrichtiger Freund

Chr. Fl.

B S B
MÜNCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Christian, Fletcher

Fletcher Christian's, Steuermannsgehülfen auf dem ... Schiffe Bounty, Reisen und Schicksale theils auf gedachtem Schiffe, unter Commando des Lieutenants Bligh nach der Insel Otaheite, theils zu Lande durch einen groß en Theil von Südamerika, in den Jahren 1787 bis 1794

Koburg u.a. 1802

P.o.angl. 620 x
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10753780-0